Nr. 43 **Leipzig, den 26. Oktober** **1890**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang
(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels 9 — Wie werde ich des Glaubens gewiß? 4. Glaube und Lehre — Eine denkwürdige Reformationsfestpredigt — Kirche und Theater — Vom und für den Evangelischen Bund: 2. Gegen die römische Gefahr — Die sechste Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins — Bücher und Schriften: Religiöse Weltanschauung; Unter den Palmen im Lande der Sonne — Verschiedenes: Schwarz und Weiß — Anzeigen

Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels

9. Sacharja Kapitel 5, 5—11

Der Engel, der mit mir redete, trat auf und sprach zu mir: Richte doch deine Augen empor und schaue, was zum Vorschein kommt. Als ich fragte: Was ist es? sagte er: Zum Vorschein kommt ein Scheffel, und sagte: Das ist ihr Auge im ganzen Lande. Und mit einem male hob sich eine runde Bleiplatte und ein einzelnes Weib war da zu sehen, die im Scheffel drinnen saß. Da sagte er: Das ist die Bosheit. Und stieß sie in den Scheffel hinein und drückte die Bleiplatte auf seine Oeffnung. Und als ich meine Augen emporrichtete, sah ich plötzlich zwei Weiber zum Vorschein kommen; sie hatten Flügel wie Storchenflügel und der Wind blies in ihre Flügel, und sie hoben den Scheffel empor zwischen Erde und Himmel. Da fragte ich den Engel, der mit mir redete: Wohin tragen sie den Scheffel davon? Er antwortete mir: Um ihm Wohnung zu bereiten im Lande Sinear, und ist sie in stand gestellt, so setzen sie ihn dort an seiner Stelle nieder.

Die Sünder sind aus dem Lande weggeschafft, der Fluch hat sie alle getroffen und ihre Häuser völlig vernichtet; aber damit ist dem Propheten noch nicht sicher verbürgt, daß das Land, wie es sich für Jehovas Land geziemt, für immer von Uebelthätern frei bleibe. Die Furcht vor der nämlichen Strafe kann ja vielleicht vorübergehend einen heilsamen Schrecken bereiten und etwelche Angst verursachen, aber ein gänzliches Lassen vom Bösen, eine gründliche Besserung konnte Sacharja davon nicht hoffen, denn der bloße Schrecken durch den auch das Gesetz wirken wollte (5. Mose 13, 12. 17, 13. 19, 20), hatte dies nicht vermocht. Und selbst wenn es der Schärfe des Gesetzes und der Strenge der Bestrafung gelänge, jede böse That zurückzudrängen, wäre wahres Heil doch nicht gegeben, so lange die böse Wurzel, die Lust zum Bösen, nicht ausgerottet und die Macht der Sünde in den Herzen nicht völlig gebrochen und entfernt ist. Diese Reinigung von der Sünde ist darum die notwendige Ergänzung zu der Befreiung des Landes von den Sündern, die der Prophet im vorigen, in dem sechsten Gesichte schaute. Wie diese Ausrottung der verführerischen Macht der Sünde sich vollzieht, schildert das siebente Gesicht.

Mit einemmale sieht der Prophet einen Scheffel, das übliche Hohlmaß für Getreide mit einem Inhalt von ungefähr vierzig Litern, zum Vorschein kommen. Seine Oeffnung ist mit einem schweren Bleideckel verschlossen. Der Begleiterengel deutet Sacharja den dunkeln Sinn dieser seltsamen Erscheinung. Er läßt ihn, indem der Deckel sich hebt, sehen, daß der Scheffel ein Weib in sich birgt, und erklärt ihm, daß dies die Gottlosigkeit, die Bosheit sei, also die verführerische Macht, die die unheimliche Kraft besitzt, im ganzen Lande aller Augen unwiderstehlich auf sich zu ziehen. Sofort wird das Weib wieder in den Scheffel verschlossen, und es erscheinen zwei andre Weiber, die zu weitem raschem Fluge mit bereits vom Winde geschwellten Storchenflügeln ausgerüstet sind. Sie ergreifen den Scheffel und tragen das Weib darin hoch in den Lüften davon in das Land Sinear. In Sinear, d. h. in dem Lande Babylonien, von woher auch das Unglück über Israel kam, als Jerusalem durch Nebukadnezar zerstört wurde, soll diese letzte Feindin, die Bosheit und Gottlosigkeit, ihren bleibenden Wohnsitz finden, dort, fern von dem Volke Jehovas, soll sie sich niederlassen, um ihre verführerische Macht nimmermehr im heiligen Lande ausüben zu können.

In diesem Gesichte ist dem Propheten offenbar geworden, wie Jehova dafür Sorge trägt, daß auch aus den Herzen die böse Lust, die jetzt alle bestrickt und gefangen hält, entfernt und die im Menschen wohnende Lust zum Widerstande gegen den Willen Gottes im ganzen Lande gebrochen wird. Damit ist dann erst wahrhaft erfüllt, was Jehova 3, 9 gesprochen hat, daß er an einem Tage die Sünde des Landes wegschaffen werde. Der Prophet erkennt demnach das Unvermögen der Menschen, sich selber rein zu waschen von der Sünde. Daraus ergiebt sich, daß, wenn er am Anfang (Kap. 1, 1—6) zum Halten der Satzungen und Worte der Propheten aufgefordert hat, weil daran im Gegensatz zu dem Untergange der Gottes Wort mißachtenden Väter das Heil hänge, diese Gedankenreihe doch nicht im Mittelpunkte seiner Hoffnungen steht und keine Anschauung war, welcher er durchschlagende Kraft beimaß. Hier, wo er die Reinigung Gott allein anheimstellt, bleibt er ganz auf der Höhe der frühern Propheten, hier durchschaut er so tief, wie sie, die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen. Hier ist keine Rede davon, als ob sich das Volk selbst von der Sünde frei machen könne. Die Tugend des Volkes ist wie der Nebel am Morgen und wie der Tau, der frühe davongeht (Hos. 6, 4). Alles Waschen mit Lauge und aller Aufwand an Seife kann nichts helfen, denn die Sünde des Volkes ist viel zu tief eingedrungen (Jer. 2, 22). So unmöglich es ist, daß ein Mohr seine Haut und ein Panther seine Flecken wandelt, so unmöglich ist es für sie, die an das Böse gewöhnt sind, Gutes zu thun (Jer. 13, 23). Sie haben ein steinernes, ein störrisches und widerspenstiges Herz (Ezechiel 11, 19. 36, 26; Jer. 5, 23). Das Dichten und Trachten des Menschenherzens ist allezeit nur böse (1. Mose 6, 5).

Weil Sacharja diese Einsicht besitzt, versteht er auch die Weissagungen der frühern Propheten, die allein durch Jehovas Hilfe die Befreiung von dem bösen Sinne des Herzens, die rechte Umkehr für das Volk verheißen. Denn was er über die Entfernung der Sünde aus dem Lande darlegt, ist nur die Kehrseite dessen, was jene Propheten in ihren erhabensten Worten kundthaten. Eins fordert das andre und ist mit ihm gegeben: die Entfernung des bösen Willens schließt den Empfang eines

guten Sinnes ein, und die Ausrottung der bösen Lust schafft der Erfüllung mit einem neuen gewissen Geiste Raum.

Das ist der neue Bund, von dem Jeremia geweissagt hat (Kap. 31, 31 ff.):

Siehe, es kommen Tage, ist Jehovas Spruch, da werde ich mit dem Hause Israel und dem Hause Juda einen neuen Bund schließen, einen Bund, nicht wie den, welchen ich mit ihren Vätern geschlossen habe, als ich sie bei der Hand nahm und aus Aegyptenland führte, welchen sie gebrochen haben, sondern das soll der Bund sein, den ich mit ihnen schließen werde nach jenen Tagen: Ich werde meine Weisung in sie hineinlegen und sie ihnen ins Herz schreiben. Keiner wird mehr dem andern die Kenntnis Jehovas beizubringen haben, sondern alle, vom kleinsten bis zum größten unter ihnen, werden mich kennen, denn ich verzeihe ihnen die Sünde und gedenke ihrer Verschlung nicht mehr.

Das ist die Reinigung und Erneuerung, wie sie Ezechiel verheißen hat (Kap. 36, 25 ff.):

Ich sprenge reines Wasser über euch, daß ihr rein werdet von allen euern Unreinigkeiten, und von allen euern Götzen reinige ich euch. Ich gebe euch ein neues Herz, und einen neuen Geist lege ich in euch hinein; ich entferne das Herz von Stein aus eurer Brust und verleihe euch ein Herz von Fleisch. Ich lege meinen Geist in euer Inneres und mache, daß ihr nach meinen Satzungen wandeln und meine Rechte halten und thun könnt.

So ist auch von Sacharja noch festgehalten, was Jeremia und Ezechiel erkannten, daß mit der Wegschaffung der Sünde, mit der Erfahrung der göttlichen Gnade eine Erneuerung und Umgestaltung des Menschen erfolgt, und daß eben solches die Grundlage nicht nur zu einem Wandel nach Gottes Willen, sondern eben damit zum Eintritt des Heiles bildet. Vergebung und Heiligung sind eins; wem die erste in rechter Weise zu teil geworden ist, und wer sie als das würdigt, was sie ist, als Gottes Geschenk, der ist von Gott gekräftigt zum Widerstand und Kampf wider die Sünde, der fühlt den mächtigen Antrieb, sich als einen neuen Menschen zu erweisen.

Die Erfahrung dieser Hilfe und Vergebung, von deren Kommen Sacharja zeugte, hat die nächste Folgezeit nicht gemacht; sie schaute entweder immer sehnsüchtig aus nach der Ausgießung des Geistes über alles Fleisch oder wollte die Gerechtigkeit, die vor Gott gelten kann, nicht geschenkt haben, sondern erwerben und verdienen. Erst als die Gnade Gottes in Jesu Christo erschienen war, da hören wir die Erfüllung dieser Verheißungen von den Jüngern Jesu rühmen: Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden, da hören wir sie in mannigfaltigen Zungen die großen Thaten Gottes verkündigen und preisen. Ihnen ist dann Vergebung und neues Leben mit einander beschert; der Glaube, der in ihnen durch Gottes Gnade geweckt wurde, war auch die Kraft zur Heiligung.

Sollten wir wieder hinter diese Erkenntnis zurücksinken und wieder auf eignem Wege das Heil suchen wollen? Mit nichts vermögen wir ja selber unsern Sinn zu ändern, wir können uns nicht selber helfen. Gesetze und Ordnungen können noch so gut sein, sie bringen es im besten Falle dazu, daß die Hand und der Mund sich dadurch zwingen lassen, das Böse zu meiden, aber die Gesinnung des Herzens wird nicht geändert, es bleibt in ihm die Lust am Bösen, und doch ist es vor allem wichtig, gute Menschen zu haben und nicht nur gute Thaten. Die Belehrung bringt es etwa zu stande, daß man manche Mißgriffe meidet und mancher bösen Folge zu entgehen sucht. Aber auch wenn der Kopf berechnet und der Verstand abwägt, zur Gesinnung der Liebe kommt es nicht, die von Herzen das Gute thut, ohne sich Gedanken zu machen, ob bei den Menschen sofort ein schöner Erfolg sich zeige. Alle guten Vorsätze und die besten Tugendideale heben den Menschen nicht bleibend und sicher empor; der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, und Menschenkraft erlahmt, ehe sie je dem hohen Ideale in nennenswerter Weise sich nähert. Es muß von Grund aus anders werden, die argen Gedanken kommen aus dem Herzen; das muß gereinigt und umgewandelt und das Uebel an der Wurzel gefaßt werden. Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist (Psalm 51, 12), ist die Bitte, deren Erfüllung allein helfen kann.

Die Erfüllung ist in Christus gegeben; er wandelt die Herzen um, bringt die rechte Erkenntnis der Sünde und die

Kraft der Heiligung. In seinem Tode wird die Verderblichkeit unsrer Sünde erkannt und zugleich die Liebe Gottes geschaut; dort faßt Gott uns im Herzen an und wandelt den bösen Sinn in Liebe und Dankbarkeit gegen den, der seinen Feinden wohlthut und seiner Mörder Heil will. Da gilt es, uns ergreifen und heilen zu lassen und bei ihm zu bleiben, wie die Rebe am Weinstock, gilt es, hinfort von ihm uns halten und seiner Kraft Raum zu lassen, daß wir nicht wieder von ihm los werden und in die Knechtschaft der Sünde zurückfallen. Von dieser göttlichen Kraft der Liebe und Vergebung haben wir zu leben alle Tage, um so mehr, als nicht mit einemmale das Gesetz in unsern Gliedern sich gefangen giebt, sondern fort und fort streitet wider das Gesetz in unserm Gemüte; denn Gott ist getreu und gerecht, daß er uns die Sünden vergiebt und reinigt uns von aller Untugend (1. Joh. 1, 9). K M

Wie werde ich des Glaubens gewiß?

4. Glaube und Lehre

Der Glaube, dessen Entstehung und damit zugleich dessen Wesen wir uns so haben beschreiben lassen, bringt im Menschen eine vollständige Umwälzung hervor. Er ist eine Kraft, die neue Lebensäußerungen weckt in Wort und That, im Urteilen und im Willen. Es kann nicht ausbleiben, daß der vom Glauben ergriffene Mensch sein Erlebnis und seinen gewonnenen Besitz anpreist, daß er sich selbst im Wort vergegenwärtigt, was er an sich erlebt und wie er sich bereichert fühlt; es kann nicht ausbleiben, daß er die Folgerungen zieht, die notwendig von dem Glaubensgrunde aus zu ziehen sind. Der „einfache Mensch“ Christus ist ihm gerade dadurch, daß er Gott in ihm gefunden, ein andrer geworden, als alle Menschen sonst, er wird zum Bekenntnis der Gottheit Christi gedrängt; er muß weiter folgern, daß der Gott, der seines Sohnes nicht verschont hat, mit ihm uns alles geschenkt haben muß, daß dieser Liebesbeweis jeden Gedanken, als sei Gott unfreundlich, zu einem Frevel macht, daß alle Uebel der Welt also für den Menschen ein Segen sein müssen; es drängt sich dem des Glaubens gewissen Christen das Urteil von dem unendlichen Wert einer einzigen Menschenseele auf; das Gebot der Nächstenliebe wird ihm eine Notwendigkeit; über sich selbst lernt der Christ das Urteil fällen, ohne Gottes Gnade ein verlorener Mensch zu sein; er findet Gottes Offenbarung und Walten in Geschichte und Natur — kurz er vollzieht eine neue Weltbetrachtung, es drängt sich ihm eine Fülle von Glaubensgedanken, Hoffnungen, Werturteilen auf, die eben nur er vollziehen kann, und er ist darauf gefaßt, daß jedem, der seine Glaubenserfahrung nicht gemacht hat, das alles wie ein sinnloses Träumen erscheinen wird, denn das Glaubensurteil läuft in ungezählten Punkten stracks wider das Urteil des erkennenden Verstandes. Wollte er nun seine Glaubensaussagen durch Verstandesbeweise dem Nichtglaubenden beweisen wollen, so würde er nicht allein ihren Ursprung vergessen, sondern er würde thatsächlich von ihnen abfallen, er würde damit selbst sagen, daß sein Glaube nicht die hinreichende Gewißheit für ihre Wahrheit darbiete. Er würde den Glaubensinhalt auf ein fremdes Gebiet hinüberpflanzen, wo er entweder verkümmern oder ausarten muß.

Die Aeußerungen des Glaubens, die Weltanschauung, die er mit sich führt, finden wir nirgends so vollkommen, so frisch, so unmittelbar, so vollständig und so rein, als in der heiligen Schrift, besonders im Neuen Testament. Darin liegt der Wert der apostolischen Schriften, daß sie mir aufs klarste zeigen: so urteilt ein Christ, der in Christo Gott gefunden hat. Wenn ich nun selbst diese Urteile gewonnen habe, so werde ich mit größter Freude zu meiner Erfrischung und Erbauung vernehmen, daß mit mir der Apostel übereinstimmt. Dadurch werde ich gewiß, daß mein Urteil kein falsches, daß es ein rein christliches Urteil ist, in das sich nichts Fremdes eingemischt hat. Die Zustimmung, die ich aus dem Munde des Apostels zu meiner Ueberzeugung vernehme, und die Zustimmung, die ich ihm nicht versagen kann, stimmen mich freudig und erheben mich. Ja, noch freudiger werde ich berührt sein, wenn ich hier

klar ausgesprochen finde, was noch unklar, noch nicht zu einem bestimmten Urteil abgeklärt in meiner Seele ruhte. Der heilige Schriftsteller thut hier dasselbe, was der Dichter thut und was den Dichter zum Dichter macht: ihm ist gegeben, zu sagen, was ich fühle. An nicht wenigen Punkten ragt überhaupt der Inhalt der heiligen Schrift über meine Erfahrung, mein Urteil hinaus: ich lese ein Wort, das mich zunächst befremdet, dieser Gedanke ist noch nie in mir erwacht, geschweige daß ich ihn durchlebt hätte. Oder ein Gedanke tritt mit ganz andrer Kraft und Tiefe mir entgegen, als er bisher mein eigen war; wie ich etwa in einem Gedicht, worin der Dichter seiner Empfindung, die der erwachende Frühling in ihm erweckt, Ausdruck giebt, meine Empfindung wiederfinde; aber dabei weiß der Dichter doch so neue Saiten anzuschlagen, daß ich selbst bereichert werde, und daß in mir Melodien der Empfindung erklingen, die sonst in mir geschwiegen haben. Ich fühle, der Dichter bleibt wahr, obwohl er über mich hinausgegangen ist; ich kann ihm folgen; ich fühle, wie er nur weiterführt, was in mir begonnen hat. Ists nicht so mit der heiligen Schrift?

Und hier ist denn nun der Punkt, wo es verständlich wird, weshalb uns die Glaubensäußerungen, weshalb der Schriftinhalt uns in erster Linie als „Lehre“ bezeichnet und als solche entgegengebracht werden. Jeder lebendige Christ wird doch die Erfahrung machen, daß er hinter der Fülle von Glaubensgedanken, welche die Schrift bietet, ja welche die Schrift geradezu machen, stets zurückbleibt. Nicht allein, daß sich Gewonnenes ihm leicht wieder entzieht und die Frische in ihm verliert, nicht allein, daß er mit der Bethätigung des Glaubensinhaltes immer im Rückstande bleibt, er wird unvermeidlich in seinem Glaubensleben auf irrige Bahnen geraten, wenn er nicht das Wort Gottes als Lehre aus der heiligen Schrift zur steten Weisung, Ermutigung, Tröstung vernimmt. Jeder Aeußerung der heiligen Schrift, die er als eine notwendige Ableitung aus der Grundthatsache des Glaubenslebens versteht, wird er sich als einer giltigen Lehre, als einem Worte Gottes unterwerfen; er wird an vielen Stellen, wo ihm dieser Zusammenhang noch nicht klar ist, nicht in Widerspruch sich ergehen, sondern in Geduld warten, ob er in seiner Erfahrung bis zur Erkenntnis dieses Zusammenhanges kommen werde. Freilich aber wird der Christ auch dieser Einsicht sich nicht entziehen können noch dürfen, daß die Einkleidung einer christlichen Wahrheit von der Kulturstufe bedingt ist, welcher der heilige Schriftsteller angehört hat, und je lebendiger er in seinem Glauben ist, desto deutlicher wird er fühlen, was ewiger Glaubensinhalt und was vergängliche Form ist. Denn alles Menschliche, und dazu gehört auch die Kultur, was an das Christentum herangebracht worden ist, hat kein Recht auf ewigen Bestand, obwohl es ganz unvermeidlich ist, daß das Christentum mit dem Menschlichen eine Verbindung eingeht. Aber das Christentum selbst stößt dieses Menschliche, und zwar zu Zeiten unter gewaltigen Kämpfen, von sich ab, und es ist geradezu heilige Pflicht der christlichen Gemeinde, darüber zu wachen, daß nichts Menschliches für Göttliches gehalten werde. Das ist die Pflicht, welche die Reformation uns auf das Gewissen gelegt hat. Denn nur das ist religiös wahr, was ich kraft meines Glaubens erleben kann oder zu erleben hoffen muß. Nur was aus dem Glaubensgrunde organisch hervorwächst und sich als solch ein wesentliches Glied dieser Pflanze verständlich machen kann, nur das ist innerhalb des Christentums wahr.

Auf diesen Gedanken ruht und diese Gedanken wiederholt, was Herrmann in folgenden Sätzen ausspricht:

> Wer nun dahin gekommen ist [nämlich zum Glauben an Gott durch Christus], wird in der Bibel nicht mehr ein gleichgiltiges Objekt historischer Untersuchungen sehen können. Denn er hört in der That aus ihr das Wort Gottes an die Menschheit, eine Zusammenfassung geschichtlicher Produkte, welche durch keinen Fortschritt der Geschichte antiquirt werden können. Sicherlich aber ist er auch fern von der Anmaßung, daß er alles für wahr halte, was in der Bibel steht. Er wird zwar merken, daß er jetzt erst durch seinen Glauben in die innere Verfassung gebracht ist, die Propheten und Apostel recht zu verstehen. Aber er weiß auch, daß vieles in der Bibel sich findet, wofür sein Verständnis noch nicht gereift ist. Gott wird uns schon weiter helfen. Aber freilich können wir nur dann in der Erkenntnis wachsen, wenn wir in der Stille den Glauben gebrauchen, den uns Gott durch Christus gegeben hat. Der wirklich zum Glauben erweckte Mensch läßt es sich auch ruhig gesagt sein, daß vieles in der Bibel steht, was überhaupt niemals unser geistiges Eigentum werden kann und soll, wie z. B. die gesamte antike Naturanschauung, sodann die Spuren rabbinischer Theologie und jüdischer Apokalyptik im Neuen Testament. Indem der wirklich ernste, seiner Sache gewisse Glaube dies bereitwillig zugesteht — wovon wiederum Luther ein leuchtendes Beispiel ist —, läßt er der historischen Forschung an der Bibel, der wissenschaftlichen Arbeit der Theologie freien Raum. Ein Glaube dagegen, der jenes Zugeständnis versagt, tritt notwendig in einen Bund mit unwahrhaftigem Wesen und muß zur Strafe dafür in Angst vor den Thatsachen stehen. (Evangelischer Glaube S. 23.)

Haben wir bis jetzt uns klarzumachen versucht, wie für den, der durch Christus zum Glauben erweckt ist, der Glaubensinhalt eine „Lehre“ wird, und wie nur er allein dem Glaubensinhalt als etwas Wirklichem und Wahrem zustimmen kann, so muß daraus gefolgert werden, daß dieser Glaubensinhalt selbst niemandem den Grund des Glaubens ersetzen kann. Keine noch so eifrige Zustimmung zu den christlichen Lehren ist christlicher Glaube, wenn sie nicht auf dem Wunder beruht, das der Mensch an Christus und durch Christus erlebt hat. Hat aber jemand dies erlebt und steht doch noch zweifelnd und fragend einem Glaubenssatz gegenüber, so hat das keine Not. Wenn einer Glauben hat wie ein Senfkorn, wird er doch Berge versetzen, und in dem Maße, als er die praktische Kraft des Glaubens erprobt, wird seine Glaubenskraft wachsen. Wenn aber umgekehrt einer die Glaubenslehren mit dem Eifer eines Elias verteidigt, aber sich nicht durch Christus selbst zum Glauben an Gott hat erwecken lassen, so hat es große Not mit ihm. Indem er nämlich das Reich Christi bauen will, reißt er es nieder, und indem er darauf ausgeht, andern dieselbe Zuversicht des Fürwahrhaltens bestimmter Lehren einzuflößen, stößt er sie in die ärgsten Zweifel. Darum halten wir folgende Sätze Herrmanns für überaus wichtig für unsre kirchliche Praxis:

> Ich unterscheide Grund und Inhalt des Glaubens folgendermaßen:
> Erstens: Der Grund des Glaubens ist auch dem noch nicht gläubigen, aber sittlich regen Menschen verständlich; der Inhalt des Glaubens kann nur auf den zum Glauben erweckten Menschen den Eindruck des Wirklichen machen.
> Zweitens: Der Grund des Glaubens wirkt die Entstehung des Glaubens; es ist dies der geheimnisvolle Vorgang, daß der Mensch Jesus in dieser Niedrigkeit durch den Eindruck seines persönlichen Lebens in uns die Zuversicht zu der Wirklichkeit und Gnade Gottes schafft. Der Inhalt des Glaubens kann dies nicht bewirken; wenn man ihm dies dennoch zutraut, so macht man notwendig den Glauben zu einem menschlichen Werke, durch das man nicht befreit, sondern belastet wird.
> Drittens: Der Grund des Glaubens kommt von außen her an uns heran; wer ihn, nachdem das sittliche Bedürfnis eines Christen in ihm rege geworden ist, dennoch in sich selbst zu finden meint, ist verloren. Dagegen der Inhalt des Glaubens kann uns schlechterdings nicht von außen gegeben werden. Er muß in dem Glauben, der in seiner Wurzel Vertrauen auf Jesus ist, entstehen. (Beweis des Glaubens, März 1890, S. 94.)

Machen wir mit diesen Grundsätzen ernst, so werden wir mit der ungerechten Zumutung an den Nichtglaubenden, er solle zu gewissen Lehren seine Zustimmung geben, um Christ zu werden, unterwegs bleiben oder auch, was weit häufiger geübt wird, mit der unchristlichen Beurteilung eines Menschen darnach, wie viel oder wie wenig er glaube, statt nach der Art seines Glaubens zu fragen. Vor allem muß sich der Prediger und Lehrer ängstlich hüten, dem weitverbreiteten Vorurteile Vorschub zu leisten, als seien Glaube und Lehre Korrelatbegriffe, sodaß die Lehre den Glauben erzeuge, begründe und darum fordere. Der Korrelatbegriff des Glaubens ist allein die in Christo verkörperte Verheißung Gottes. Man kann sagen, daß die Lehre zur ärgsten Feindin des Glaubens geworden ist. Sie hat mehr leisten sollen, als sie leisten kann und statt den Glauben zu fördern, hat sie ihn im Keim erstickt. Wer dem zustimmt, der wird auch Herrmann beipflichten müssen, wenn er sagt:

> Darauf sollte die evangelische Kirche mit eiserner Strenge halten, daß niemand vor der Gemeinde zur Verkündigung des Evangeliums seinen Mund aufthue, der nicht bewiesen hat, daß er den Glauben, der die erlösende Gabe ist, unterscheiden könne von der wertlosen Zustimmung zu unverstandener Lehre. (Evangelischer Glaube, S. 29.)

Gegen diese falschen Freunde des Christentums, die es mehr schädigen und geschädigt haben als seine erbittertsten

Feinde, erhebt Herrmann mit nie endender Geduld, aber auch mit unbarmherziger Strenge seine Stimme.

Das Schicksal unsrer evangelischen Kirche und damit unsers Volkes hängt davon ab, ob dieser echt evangelische Glaube die Kraft seiner Gewißheit auch an dem zweifelsüchtigen Geschlecht unsrer Tage bewähren wird oder nicht. Mit welcher Erwartung wir in die Zukunft sehen, kann dem nicht zweifelhaft sein, der den Glauben hat, von dem wir geredet haben. P D

Eine denkwürdige Reformationsfestpredigt

Es war am 31. Oktober 1800, daß in der evangelischen Hof- und Sophienkirche zu Dresden der herkömmliche Reformationsfestgottesdienst abgehalten ward. Waren alle Kirchen der Residenz Sonntag für Sonntag, Festtag für Festtag von Andächtigen immer dicht gefüllt, so wollten sie regelmäßig kaum mehr zureichen, wenn man Reformationsfest feierte. Der 31. Oktober galt schon damals im Sachsenlande als ein hoher Feiertag, als ein evangelisches Pfingsten, an dem die protestantische Kirche ebenso jubilirte wie die gesamte christliche Kirche an dem „lieblichen Feste des Lenzes." Und zumal nachdem August der Starke traurigen Angedenkens um weltlicher Ehre willen zur römischen Kirche abgefallen war und seinen einzigen Sohn zu demselben Schritte gezwungen hatte, nachdem der sächsische Hof von damals dem treuen durch und durch protestantischen Volke zwischen der schwarzen und weißen Elster einen so unverdienten Faustschlag versetzt — legte man in Sachsen ein gewisses Gewicht auf die Feier des Reformationsfestes, um der Welt zu zeigen, was evangelisches Bewußtsein, was protestantische Bekenntnistreue ist.

So sah man denn in früher Morgenstunde, lange vor Beginn des Gottesdienstes, dichte Scharen von Kirchgängern nach der geräumigen, wenn auch nicht allzu großen Kirche ziehen, mit festlichen Kleidern angethan und das Gesangbuch in der Hand. Man mußte sich bald aufmachen, um in diesem Gotteshause einen guten Platz zu bekommen, sollen sich doch in damaliger Zeit an festlichen Tagen bisweilen gegen viertausend Andächtige um die Kanzel von St. Sophien geschart haben.

Der Gottesdienst hat angefangen. Nach den üblichen liturgischen Gesängen und Vorlesungen ist man eben dabei, das alte Heldenlied der Reformation zu singen: Ein feste Burg ist unser Gott — in Dresden von ganz besondrer Bedeutung, da nebenan das Meßglöcklein läutet und die Klänge katholischer Kirchenmusik wie eine Mahnung und Warnung an das protestantische Gewissen ertönen. Der Choral ist fast zu Ende. Da erscheint auf der Kanzel an der langen nördlichen Seitenwand der Kirche eine ehrwürdige Predigergestalt. Seine hohe Denkerstirn, sein mildes, freundliches Auge, sein ganzes würdevolles Auftreten nimmt unwillkürlich für ihn ein; er scheint ein Fünfziger zu sein, wie sein schon ins Graue spielendes Haar andeutet, und mag wohl mit mancherlei Sorgen, vielleicht mit Krankheit zu ringen haben, wie aus seiner bleichen Gesichtsfarbe zu entnehmen ist. Was uns auffällt, ist, daß er neben der Bibel noch eine ganze Reihe Bücher mit auf die Kanzel gebracht hat. Er blättert und sucht darin und scheint gar einige Stellen daraus vorlesen zu wollen.

Jetzt sind die letzten Töne des Lutherliedes verstummt. Man legt die Gesangbücher weg. Die Augen sind auf den Prediger gerichtet, man merkt allen eine gewisse heilige Spannung an. Da beginnt er, langsam, deutlich, mit überaus angenehmer Stimme:

Ob ich gleich, wie ich aufrichtig versichere und vor Gott bezeugen kann, das Evangelium Jesu, seitdem ich das christliche Lehramt führe, fast an keinem Tage des Jahres mit mehr Rührung und Dankbarkeit gegen Gott, mit mehr Freudigkeit und Mut verkündigt habe als an dem Feste, welches wir heute feiern: so bin ich doch, ich kann es nicht leugnen, schon seit einigen Jahren an eben diesem Tage mit einem heimlichen Kummer und mit einer Verlegenheit unter euch aufgetreten, meine Zuhörer, die ich kaum verbergen konnte, und die ich nicht umhin kann, euch endlich zu gestehen und bemerklich werden zu lassen.

Schon dieser Eingang vermehrt die Spannung der nach Tausenden zählenden Zuhörer um ein Erkleckliches. Es entsteht eine Stille, wie man sie bei einer so großen Menschenmenge

kaum für möglich hält. Alles hält den Atem an, um sich keine Silbe der Rede entgehen zu lassen. — Da läßt der Prediger sich weiter vernehmen:

Es liegt in der Natur dieses Festes, daß es den, der öffentlich an demselben sprechen soll, mit einer ganz eignen Freudigkeit erfüllen und gleichsam begeistern muß. Und in der That, ist es mir jemals gelungen, meiner Rede die Wärme der Begeisterung, das Feuer der Entzückung mitzuteilen, so geschah es an diesem Tage, so geschah es vornehmlich zu Wittenberg, wo ich an den Gräbern der großen Männer, welche die Kirchenverbesserung bewirkten, wo ich umgeben von ihren Bildnissen und Denkmalen, wo ich gleichsam umschwebt von ihren vollendeten Geistern verkündigen konnte, was durch sie geschehen ist.

Aber schon seit einigen Jahren, ich habe es bereits gestanden, schon seit einigen Jahren hat sich diese Freudigkeit vermindert, und ein stiller Kummer, eine Verlegenheit, die ich kaum verhehlen konnte, ist an ihre Stelle getreten. Ich habe mirs nämlich schon lange nicht mehr verbergen können, daß sich unsre Kirche, daß sich wenigstens die, welche am lautesten in derselben sprechen und für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen, von der eigentlichen Lehre Luthers und seiner Freunde und von ihrem wahren, aus ihren Schriften erweislichen Sinn immer mehr entfernen.

So mag es denn das Geschäft dieser Stunde sein, euch an den eigentlichen, wahren Ursprung unsrer Kirche zu erinnern, meine Brüder, euch zu zeigen, auf welche Haupt- und Grundlehre sie durch die Anstrengungen Luthers und seiner Freunde erbaut worden ist. Höret mich mit Aufmerksamkeit und Nachdenken, richtet selbst, ob ich beweisen werde, was ich zu sagen habe und wundert euch nicht, wenn ich diesmal die großen Männer zuweilen selbst sprechen lasse, um deren wahren Sinn es uns eben zu thun ist.

Damit rückte der Prediger die lutherischen Bekenntnisschriften und einige Bände von Luthers Werken in der Walchschen Ausgabe — das waren die Bücher, die er diesmal mitgebracht — zurecht, nahm seine Bibel zur Hand und verlas als Predigttext Röm. 3, 23—25: Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist, welchen Gott hat vorgestellet zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blut.

Auf Grund dieses Textes stellte der Prediger an die Spitze seiner Festpredigt den Satz: Wie sehr unsre Kirche Ursache habe, es nie zu vergessen, sie sei ihr Dasein vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der freien Gnade Gottes in Christo schuldig. Diesen Satz galt es vor allem zu beweisen. Der Prediger that es durch den Hinweis auf die Veranlassung zur Reformation, auf den Inhalt der Bekenntnisse, aus denen er reichlich Stellen anführte, auf den Eifer, mit dem Luther, den er mehrmals zitirte, diese Lehre vortrug und einschärfte, auf die Gestalt, die unsre Kirche gleich bei ihrem Entstehen empfing. An dieser Lehre festzuhalten, das sei unsre Kirche ihren Stiftern, der Wahrheit selbst, ihrer eignen Sicherheit und der Ruhe ihrer Mitglieder schuldig.

Eine tiefe Bewegung rief diese Predigt in den Gemütern aller Zuhörer hervor. So war in Dresden, so war in deutschen Landen seit langem nicht gepredigt worden. — Man merkte es den Kirchgängern beim Heimgang an, daß das gehörte Wort in ihrem Innern gezündet hatte; überall bildeten sich Gruppen, in denen man seine Meinung austauschte, und wie die Zuhörer meist den gebildeten Kreisen angehörten, der Gelehrten, Beamten, Offiziere, so spann sich das Für und Wider über diese Reformationspredigt noch lange auch in den Abendgesellschaften fort; an öffentlichen Orten, ja selbst im Ballsaal, wo man sonst ganz andre Dinge besprach, konnte man über das reden hören, was am 31. Oktober von der Kanzel der Hofkirche herab gesagt worden war. Kurzum, die Predigt machte in ganz Dresden Aufsehen und erregte nicht bloß die Aufmerksamkeit des Oberkonsistoriums, sondern selbst des regierenden Kurfürsten Friedrich August. Dieser, man merke wohl, katholische Fürst, der nicht umsonst den Beinamen des Gerechten trug, verordnete in einem Erlaß vom 3. November 1800 Folgendes:

Von Gottes Gnaden Friedrich August u. s. w.

Würdige, Wohlgeborne, auch hochgelahrte Räte, liebe, andächtige und getreue. Wir lassen euch hierdurch unverhalten sein, daß Unserm geheimen Consilio eure des Oberhofpredigers am letzten Reformationsfest gehaltene Predigt zu besonderm Wohlgefallen gereicht hat und daß dasselbe solche als ein Wort zu seiner Zeit geredet, der öffentlichen Bekanntmachung durch den Druck vorzüglich wert, auch deren mög-

lichste Verbreitung von allgemeinem Nutzen zu sein erachtet. Es wird daher euch deren Abdruck in hinlänglichen Exemplaren zu besorgen, dabei auch, daß derselbe auf Befehl veranstaltet worden sei, bemerklich zu machen, euch insgesamt aber anheimgestellet, es in dem Maße einzuleiten, daß an jede Kirche der hiesigen Lande ein oder nach Befinden mehrere gebundne oder doch geheftete Exemplare davon unentgeltlich abgegeben werden. Ihr habt aber bei dieser Gelegenheit die öffentlichen Religionslehrer durch die Behörden nachdrücklich erinnern zu lassen, daß auch sie die in dieser Predigt abgehandelten wichtigen Grundlehren von der freien Gnade Gottes in Christo, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an sein Verdienst und von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Tugend ohne diesen Glauben zum Hauptgegenstand ihrer öffentlichen Vorträge machen, nicht minder dieselben deutlich und bestimmt dem Sinn der heiligen Schrift und den protestantischen Lehr- und Glaubensbekenntnissen allenthalben gemäß vorzutragen sich jederzeit gewissenhaft befleißigen mögen. Die zum Druck und zur Verteilung und sonst dabei erforderlichen Kosten mögen aus einer dazu schicklichen Kasse entnommen werden, und an Unsre geheime Kanzlei ist eine für die Stiftischen und Lausitzischen Kirchen hinreichende Anzahl Exemplare einzusenden. Daran geschicht Unser Wille und Meinung, und Wir sind euch mit Gnaden wohl gewogen.

Ueberrascht und erfreut über diesen Erlaß besorgte unser Reformationsfestprediger das Erforderliche. Als er diese Predigt entwarf und hielt, hatte er an nichts weniger als daran gedacht, sie einzeln und außer der Ordnung erscheinen zu lassen; sie sollte der Sammlung der übrigen einverleibt werden, die alljährlich auf dringendes Verlangen der Gemeinde und der theologischen Lesewelt ganz Deutschlands seit Jahren von ihm erschienen. So kam diese Predigt — ein unerhörtes und noch nie dagewesenes Ereignis — in die Hand eines jeden Pfarrers des damals noch großen und weiten Sachsenlandes, und zwar auf unmittelbaren Befehl des Landesherrn.

Was der Verfasser der Predigt wohl wünschen, aber nicht voraussehen konnte, geschah: die Predigt erregte in der theologischen Welt das größte Aufsehen; von allen Seiten regnete es Schriften und Broschüren für und wider; man übersetzte sie in fremde Sprachen, sogar ins Schwedische; es entspann sich ein förmlicher Streit, ob das, was in ihr vertreten wäre, recht sei oder nicht, und allerdings bäumte sich die Mehrzahl der damaligen Gottesgelehrten gegen die darin ausgesprochenen Gedanken auf, da sie der ganzen Richtung des Zeitalters ein Schlag ins Gesicht waren. Noch Jahrzehnte lang sprach und schrieb man über die denkwürdige Reformationspredigt von 1800, die so viel Staub aufgewirbelt hatte; noch im Jahre 1823 lieferte ein gelehrter Theologe Sachsens über sie einen ausführlichen Kommentar.

Und wer war es denn gewesen, der mit einer einzigen Predigt einen solchen Sturm auf dem sonst so glatten und ruhigen Meere des damaligen kirchlichen Lebens hervorgerufen? Das war es eben, daß jenes „Wort geredet zu seiner Zeit“ von einem der angesehensten Theologen, von dem unbestritten bedeutendsten Prediger jener Zeit ausgegangen war, Franz Volkmar Reinhard, Oberhofprediger in Dresden. Seit beinahe zehn Jahren hatte er in Dresden gewirkt und durch seine gediegenen Predigten die Herzen gewonnen und nachhaltig angeregt.

Könntest du auf der Kanzel so sprechen — das war das Ideal, das er sich selbst von einer guten Predigt machte —, daß deine Rede allezeit ein streng geordnetes, in allen seinen Teilen fest verknüpftes und in der natürlichsten Ordnung fortschreitendes Ganze wäre; könntest du allezeit einen interessanten, in einem nahen Zusammenhange mit den wichtigsten Angelegenheiten deiner Zuhörer stehenden und für das Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könntest du dies so thun, daß du jeden Gedanken immer in die Worte kleidetest, die ihn im ganzen Schatz der Sprache am richtigsten und treffendsten bezeichnen; könntest du folglich beim Lehren immer den faßlichsten, beim Beschreiben den anschaulichsten, beim Ermahnen den kräftigsten, beim Warnen den erschütterndsten, beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden; könntest du dich der Sprache so bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede Steigerung des Affekts durch sie sichtbar würde und immer die Seite des Herzens träfe, die angeregt werden soll; könntest du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus und einen leichten ungehinderten, Ohr und Herz gleichsam überströmenden Fluß verschaffen: so würde das die Beredsamkeit sein, die sich für die Kanzel schickte.

Ein hohes Ideal; aber Reinhard hat es ziemlich erreicht, so weit es eben seine Begabung zuließ. Unablässig arbeitete er an seiner Vervollkommnung. Was nur selten einem Prediger zu teil wird, eine allzeit gleichmäßig dicht gefüllte Kirche, ihm ward es zwanzig Jahre lang in Sachsens Hauptstadt zu teil. Alle seine Predigten wurden gedruckt und erlebten noch bei seinen Lebzeiten mehrere Auflagen. Kein Wunder nach alledem, daß ein Zeugnis aus seinem Munde die Geister so gewaltig erregte, auch wenn dies Zeugnis zunächst und vor allem eine schwere Anklage gegen seine ganze Zeit enthielt.

Und welches ist nun die große kirchenhistorische Bedeutung der denkwürdigen Reinhardschen Reformationspredigt von 1800?

Es ist bekannt, daß im vorigen Jahrhundert eine Richtung in der evangelischen Kirche aufkam, die bis tief in unser Jahrhundert hinein die Geister beherrschte, der Rationalismus, die Aufklärung. Bei all den guten Früchten, welche dieser verstandesmäßige, kritisch sichtende Rationalismus etwa für die theologische Wissenschaft, voran die Schriftauslegung, zeitigte, darf doch nicht verschwiegen werden, daß er das Christentum nicht in seiner vollen Tiefe erfaßte, vor allem die Rechtfertigung aus Gnaden allein, das Schiboleth der Reformation, verwischte und damit den Grund und Boden verließ, den die Reformatoren gelegt hatten. Gegen sechzig Jahre stand diese Richtung in voller Kraft, bis am Ende des alten und im Anfang des neuen Jahrhunderts die Vorboten einer bessern Zeit erschienen. Im Jahre 1799 trat der größte Theologe der Neuzeit, Friedrich Schleiermacher, auf und belehrte die Welt in seinen „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern,“ daß die Religion weder ein Denken noch ein Thun sei, wie der Rationalismus sagt, sondern ein Gefühl; im Gemüt hat die Religion ihren Sitz, das war die Quintessenz seines mächtigen Appells an seine Zeitgenossen. War Schleiermachers Zeugnis bei aller seiner Bedeutsamkeit mehr allgemeiner Natur, sodaß es ihm wegen der Unbestimmtheit seiner Forderungen sogar den Vorwurf des Pantheismus eintrug, so richtete sich Reinhard in seiner Reformationspredigt ganz konkret gegen den Hauptmangel der damaligen Theologie, gegen die Geringschätzung dessen, was den Reformatoren Kern und Stern ihres Redens und Wirkens gewesen war, und traf damit in meisterhaftem Griffe den wundesten Punkt der ganzen theologischen Wissenschaft und Praxis seiner Zeit. Inmitten einer rationalistisch verwässerten Zeit, die einem sogenannten Vernunftchristentum huldigte mit der neumodischen Dreieinigkeit „Gott, Tugend, Unsterblichkeit,“ inmitten einer Zeit, die das gesamte Christentum mehr oder weniger in einige Regeln zu vernunftmäßigem Handeln zusammenschrumpfen ließ und sich dadurch von dem Grunde der Schrift und der Reformatoren in eben dem Maße entfernte, als sie sich der Werkheiligkeit des Romanismus näherte, pflanzte Reinhard mit seiner Predigt das Panier vollreformatorischen Glaubens, die Fahne echt schriftgemäßer und darum echt evangelischer Lehre auf. Zum erstenmale rief er wieder nach langer Dürre in die evangelische Welt hinein: Zurück zu den Grundsätzen der Reformation, zurück zu den lutherischen Bekenntnisschriften, zurück zu den Werken der großen Zeugen des sechzehnten Jahrhunderts, zurück zu Luther, dem lange vergessenen — hier liegen die starken Wurzeln eurer Kraft!

So rief unser Reformationsfestprediger als Herold einer neuen bessern Zeit am Eingang des Jahrhunderts. Ward sein Wort auch nicht sogleich und nicht allenthalben begriffen, so war es doch ein glückverheißender Morgengruß. Daß wir heute wieder bei Luther angelangt sind, daß unsre Kirche durch stetiges Zurückgehen auf ihn und seine Lehre stetig sich verjüngt hat und noch verjüngt, wir haben es — menschlich gesprochen — außer andern auch diesem „Zeugen der Wahrheit“ mit zu verdanken. Darum bleibe unvergessen allezeit der wackere Reformationsfestprediger vom 31. Oktober 1800; und wenn man die besten Namen solcher evangelischer Theologen nennt, die noch immer fortwirken, obgleich sie längst gestorben sind — so sei auch mit Ehren genannt der Name Franz Volkmar Reinhard.

F B

Kirche und Theater

Während heute unsre Kunst auf allen Gebieten im Kleinkram zu versinken und in dem Fanatismus für das Detail mehr und mehr von den großen und größten Interessen der Menschheit sich abzuwenden scheint, ist gleichzeitig durch bedeutsame künstlerische Erscheinungen wieder einmal die Frage des Zusammenwirkens von Kunst und Religion oder, bezeichnen wirs noch bündiger, des Verhältnisses von Kirche und Theater nachdrücklich aufgeworfen worden. Es ist das eins der überraschendsten Symptome dieser widerspruchsvollen Uebergangsperiode, in der unsre Kunst, die Dichtkunst wie die bildende, allenthalben nach neuen Zielen und Formen sucht, wobei denn ein Zusammenprall der wunderlichsten Gegensätze nicht wohl zu vermeiden ist. **Richard Wagner** wandelte sich plötzlich aus dem alten Tannhäuser in den jungen Parsifal; er führte uns in die Wunderwelt des heiligen Grals und predigte hier Weltentsagung und ein ästhetisch-mystisches Christentum. Und sofort waren die gläubigen Gralspriester bei der Hand, dieses „christliche Mysterium“ als die allerhöchste und die eigentliche Erlösungsthat des Meisters auszuposaunen: damit, so versicherten sie uns, war der Bund zwischen Kirche und Theater aufs neue geschlossen und die von Wagner beklagte Religionslosigkeit der Zeit überwunden worden. Nur wenig später brachten **Herrigs** und **Devrients** Lutherfestspiele die Frage abermals auf die Tagesordnung, und auch an ihren Siegeszug knüpften sich vielfach die gleichen überschwenglichen Wünsche und Hoffnungen; schien doch auch damit vielen die Kluft überbrückt, die Kirche und Theater wie zwei feindliche Mächte von einander getrennt hält. Und eben in den Sommertagen dieses Jahres lockt die **Passion von Oberammergau** Tausende und Abertausende nach dem entlegenen Bildschnitzerdörflein, wo der gewaltige Eindruck alles dessen, was sie dort erleben, wohl bei vielen die gleichen Hoffnungen wecken mag.

Die Frage jedoch, die, wie manche meinen, durch jene künstlerischen Thaten beantwortet sein soll, ist schwerlich richtig gestellt, wenigstens nicht für die Gegenwart. Denn die rein *historische* Frage des Verhältnisses von Kirche und Theater, wobei wirklich von einem Gegensatze beider die Rede sein konnte, hat doch für uns Heutige *praktisch* jede Bedeutung verloren. Sie hätte diese nur unter der Voraussetzung, daß die Kirche ohne weiteres das Theater als eine dem Christentum feindliche Macht, und umgekehrt, daß jeder Theaterfreund seinerseits die Kirche als eine kulturfeindliche Macht betrachtete. Ein solch *prinzipieller* Gegensatz ist jedoch heute nicht wohl anzunehmen, weder auf der einen noch auf der andern Seite; selbst die engherzigste Gesinnung, für die das Apostelwort „Alles ist euer“ vergeblich geschrieben ist, wird, wenn auch nur widerwillig, die Kunst als solche gelten lassen und Bedenken tragen, den eignen Stumpfsinn für das Schöne als einen besonders wertvollen Gewinn echt christlicher Lebensanschauung auszugeben. In dem Augenblicke, da die Kirche aufhörte, in jede Lebensäußerung der Gesamtheit wie des Einzelnen äußerlich ordnend und regierend einzugreifen, änderte sich auch von Grund aus ihr Verhältnis zur dramatischen Kunst, und nur der Umstand, daß ihre Diener so schwer in diese veränderte Lage der Dinge sich schicken konnten, hat es verschuldet, daß unsre Theatergeschichte in ihren ersten Kapiteln so viel von Händeln zwischen Bühne und Kanzel zu erzählen weiß. Wohl hat die Kirche nach wie vor auch an dem Theater ein ernstes Interesse, geradeso wie an jeder Aeußerung des Kunstlebens der Nation, dessen Blühen oder Verkümmern ihr zu allerletzt gleichgiltig sein kann; als Kirche jedoch dieses Interesse *direkt zu bethätigen*, ist heute unmöglich, und die Kunst ihrerseits hat allen Grund dazu, sich jedes Hineinreden oder gar Hineinregieren ernstlich zu verbitten. Denn direkt hat auch die dramatische und darstellende Kunst ihrerseits nichts mit der Kirche zu schaffen. Sie ist Herrin im eignen Hause, nur ihren eignen Gesetzen und Geboten unterthan, und sie würde sich selbst am meisten schädigen, wollte sie sich zu Magddiensten bei andern erniedrigen und sich irgendwelchen *Tendenzen* dienstbar machen. Sie kann kraft der ihr zu Gebote stehenden *künstlerischen* Mittel sittlich und religiös veredelnd wirken und somit indirekt der Kirche fördernd zur Seite stehen; wissen wir doch, daß das Bleibende und Unvergängliche in der Kunst immer auch eine *sittliche Mission* erfüllt hat. Aber sie ist natürlich wie jedes Menschenwerk aus verschiedenen Säften gemischt und darum von verschiedenster Wirkung: hier eine Kraft, welche die edelsten Früchte zeitigt, dort zersetzend und den Volksgeist verflachend.

Dieses Zugeständnis, daß heute von einem Verhältnis zwischen Kirche und Theater nicht wohl die Rede sein könne, finden wir auch in einem ganz lehrreichen Büchlein ausgesprochen, das unlängst ein Bremer Theologe über „Theater und Kirche“ veröffentlicht hat.*) Nach einer die bekannten Thatsachen knapp zusammenfassenden geschichtlichen Darstellung der Kämpfe, welche die mit den Machtmitteln des Staates ausgerüstete Kirche im Laufe der Zeiten gegen die wehrlose Bühne geführt hat, erörtert der Verfasser nüchtern und besonnen, wenn auch freilich ohne Hervorhebung neuer Gesichtspunkte, die insbesondere an den Namen Herrigs anknüpfenden Reformbestrebungen, um schließlich den Geistlichen eine wärmere, thatkräftigere Anteilnahme am Theater ans Herz zu legen, da, „wenn auf solche Weise ein *freundliches* Verhältnis zwischen Kirche und Theater entstehe, das letztere wohl einmal zu der Höhe werde gelangen können,“ die ihm als seine „ideale Bestimmung“ vorgezeichnet ist. Und fast gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses Schriftchens hat der Pfarrer **J. Wißmann** an St. Peter in Zürich unter dem unmittelbaren Eindruck des dortigen Theaterbrandes in einer an 1. Kor. 3, 22. 23 anknüpfenden *Predigt***) ganz ähnliche Gedanken ausgesprochen und gleichfalls die Geistlichen aufgerufen, auch von der Bühnenkunst Besitz zu nehmen, „nicht um sie in den Dienst der Kirche zu stellen, aber um sie mit arbeiten zu lassen am Aufbau des ewigen Gottesreiches.“

Beide Zeugnisse sind beachtenswert und erfreulich. Ein so warmes Eintreten zweier im Amte stehender Theologen für die gute Sache der Kunst wird hoffentlich dazu beitragen, manches unbegründete Vorurteil in christlichen Kreisen zu beseitigen, und es kann der Kunst wahrlich nur frommen, wenn die „Macht des öffentlichen Urteils und Gewissens“ aufgerufen wird, um die Verwilderung des künstlerischen und sittlichen Empfindens einzudämmen. Nur ist, wie mir scheint, dieser ganz allgemein gehaltene Appell praktisch ziemlich bedeutungslos. In der Predigt des Züricher Pfarrers war freilich für eingehendere, *greifbare* Vorschläge kein Raum, wohl aber vermissen wir solche in dem Schriftchen des Bremer Theologen. Denn wie haben wir uns diese thatkräftige Anteilnahme der Geistlichen am Theater vorzustellen? Soll es allein mit dem reichlicheren Theaterbesuche gethan sein? Dieser Besuch aber könnte doch immer nur Sache des Privatmannes und nicht des Amtes sein, wobei auch nicht vergessen werden darf, daß die unzweifelhaft in weiten Kreisen — durchaus nicht bei den Geistlichen allein — vorhandene Theaterscheu keineswegs in einer prinzipiellen Gegnerschaft zum Theater ihren Grund hat. Oder möchte der Verfasser etwa, worauf einige Sätze hinzudeuten scheinen, den Geistlichen geradezu eine aktive Mitwirkung bei der Theaterleitung einräumen, wenn nur erst die Bühnen allenthalben in städtische Verwaltung übergegangen sein werden, wovon er große Dinge zu erhoffen scheint? Das alles bleibt ungewiß, und doch sind das die Fragen, die sich nach dem bisherigen Gange seiner Erörterungen zu allererst aufdrängen. Hierauf hätte meines Erachtens das Büchlein eine Antwort geben und vor allem klar und unzweideutig die Grenzen bestimmen sollen, die ein für allemal der Kirche als Kirche, dem Geistlichen als Geistlichen durch die Natur der Dinge gezogen sind. Denn die Unklarheit hierüber ist es eben, die die Erörterungen über das Thema „Kirche und Theater“ meist so unfruchtbar macht. Wir begegnen gerade in kirchlichen Kreisen immer wieder der durch dunkle historische Erinnerungen genährten Vorstellung, die Kirche könnte wirklich eine direkt religiöse

*) Zweite Auflage. Bremen, Heinsius Nachf., 1890. 55 S.; 60 Pfge.

**) Sie ist abgedruckt in dem offiziellen Organ der deutschen Bühnengenossenschaft, 19. Jahrg., Nr. 5.

Einwirkung auf die Bühnenkunst ausüben und es ließe sich vielleicht doch noch einmal ein Zustand herstellen, der so etwas wie eine Verbrüderung von Kirche und Theater verwirklichte.

Zwar daß das Bayreuther Bühnenchristentum, diese unholde Mischung von erotischen und mystischen Elementen, wodurch doch im Grunde nur die alte Gefühlserregung mit neuen Mitteln angestrebt wird — daß jene fromme Oper „Parsifal" dieses Ideal nicht verwirklicht hat, ja daß der Austausch der angeblichen Religionslosigkeit der Zeit gegen diese Religion kaum ein Glück wäre: darüber herrscht in christlichen Kreisen schwerlich noch ein Zweifel. Und auch daß die wunderbare Erscheinung der Oberammergauer Passion wegen ihres in erster Linie historischen Reizes für jene Träume nichts beweist, wird ohne weiteres einleuchten. Wohl aber haben in den hier zunächst in Frage kommenden Kreisen bekanntermaßen die Lutherfestspiele solcher Verwirrung des Urteils neuen Vorschub geleistet, obwohl doch auch hier der ganze Ausnahmecharakter dieser von der Bühne losgelösten Festspiele darüber keinen Zweifel hätte lassen dürfen, daß damit in dem Verhältnis zwischen Kirche und Theater nicht das Mindeste geändert ist. Man übersieht eben immer wieder, daß die Kunst als völlig selbständige Kulturmacht neben der Kirche steht, sodaß eine Einwirkung auf ihre Lebensäußerungen immer nur auf indirektem Wege geschehen kann und daß zudem diese Einwirkung immer nur darauf sich wird beschränken müssen, daß die Keime, die diese Kunst ausstreut, Keime des Segens und nicht des Unheils sind. Oder mit andern Worten: der Kirche und ihren Dienern liegt nichts andres ob, als jedem ernst gesinnten, um die Gesundheit seines Volkes besorgten Manne, nämlich an ihrem Teile zur Erziehung des Publikums beizutragen und diesem das Gewissen zu schärfen, damit es sich im Theater nicht Steine statt des Brotes verkaufen und die sittliche Gesundheit der Nation untergraben lasse. Wie weit die Kirche durch ihre Diener bei Erfüllung dieser Aufgabe ihres amtlichen Charakters sich bedienen kann und darf, ist eine Frage, die die praktische Theologie und der geistliche Takt des Einzelnen beantworten mag; hier kam es nur darauf an, auf die Grenze hinzuweisen, die, wie mir scheint, die Kirche nicht überschreiten darf.

Damit ist denn freilich das Thema ein andres geworden und heißt nicht mehr „Kirche und Theater," sondern „Kunst und Moral." Denn auf diesen Punkt schnellt schließlich die ganze Frage zurück: nicht um das Verhältnis jener beiden handelt es sich im letzten Grunde, sondern um das Verhältnis von sittlich Gutem und ästhetisch Schönem. Denn wir können das Schöne nicht für sich isoliren und vom Ethischen abtrennen, und niemand wird den Einfluß des Kunstlebens einer Nation auf ihre sittlichen Anschauungen leugnen und unterschätzen wollen. Hier also die „Macht des öffentlichen Urteils und Gewissens" aufzurufen, ist bei dem breiten Raume, den die Bühne in unserm Volksleben einnimmt, ganz gewiß eine Aufgabe, der die Kirche sich nicht entziehen kann. Nur sollte sie sich sorgfältig davor hüten, mit den Maßstäben einer engen Gemeindemoral den sittlichen Gehalt von Kunstwerken ausmessen zu wollen. „Sittlich sei der Poet, kein Sittenprediger" — das gilt von allen Künsten und von allen Künstlern, und daß Schiller mit seiner Betrachtung über die Schaubühne als moralischer Anstalt übers Ziel hinausschoß, ist heute wohl niemandem mehr zweifelhaft. Auch hier sollte die Kirche aus den Lehren der Geschichte Nutzen ziehen. Wir wissen, daß nicht nur der Pietismus, sondern auch der Rationalismus dem Theater das Leben gründlich sauer gemacht hat, und zwar der letztere eben aus dieser falschen Bewertung des Sittlichen im Kunstwerk. Die engherzigen Kunstanschauungen des Pietismus sind wohl heute in der evangelischen Kirche endgiltig überwunden, während leider die verhängnisvolle utilitaristische Auffassung, welche die ganze Ethik des Rationalismus beeinflußte, immer wieder einmal offen zu Tage tritt. Doch gilt es hier, ernstlich das Sprüchlein Geibels zu beherzigen:

> Zweck? Das Kunstwerk hat nur einen,
> Still im eignen Glanz zu ruhn:
> Aber durch ihr bloß Erscheinen
> Mag die Schönheit Wunder thun.

W K

Vom und für den Evangelischen Bund

2. Gegen die römische Gefahr

In Rom haben, wie Professor Beyschlag erzählte, drei evangelische Männer zuerst den Gedanken des Bundes gefaßt, und gegen Rom ist seine Stiftung von Anfang an gemeint gewesen. Sein Name Evangelischer Bund zur Wahrung deutsch-protestantischer Interessen und ebenso sein Programm läßt allerdings einer viel umfassenderen Deutung seiner Aufgabe Raum. Aber wie weit man darin gehen, mit wie großem Inhalt man die gegebene Form füllen will, darüber werden alle Glieder des Bundes einig sein, daß es ein Abfall von seiner ursprünglichen Bestimmung und Absicht wäre, wenn unter der Uebernahme andrer Arbeit die Wacht und Wehr gegen die römische Gefahr irgend leiden und zurückstehen sollte.

Wir sagen mit Bedacht nicht „gegen Rom," sondern „gegen die römische Gefahr." Denn diese ist eine doppelte: einmal das in der That in offener oder verdeckter Angriffsbewegung gegen den Protestantismus, zumal den deutschen, verharrende Rom, sodann aber, und hierdurch wird erst die Feindschaft des Vatikanismus und Jesuitismus gefährlich, das romfreundliche oder romblinde Element im Schoße des Protestantismus, zumal des deutschen, selber. Man kann sagen: Rom wäre keine Gefahr für uns, wenn wir deutschen Protestanten in herzlicher Treue und reinem Verständnis unsers Glaubens einmütig wären. Mag noch so viel Terrorismus, noch so viel politischer Zauber dahinterstecken, es ist und bleibt eine uns tief beschämende Thatsache, wenn Windthorst (jüngst auf dem Katholikentage zu Koblenz) sagen kann: „In Deutschland steht alles Volk, das katholisch heißt, in den Hütten und in den Palästen wie Ein Mann zusammen!" und wir gedenken an die Menge der Gleichgiltigen, Urteils- und Charakterlosen, die sich uns allemal, wo es die Interessen des Protestantismus gilt, bleischwer an die Arme hängen und nebenbei wo möglich noch immer den Anspruch machen, gute Protestanten zu sein. Wenn doch in der That die Presse heut die öffentliche Meinung beherrscht, so kann es gar nichts Empfindlicheres für einen gut evangelischen Deutschen geben, als die Art, wie bei der durch Wissmann angefachten Erörterung über katholische und evangelische Mission die auf evangelischem Boden erwachsene Presse ebenso der Sachkenntnis wie des evangelischen Urteils bar sich großenteils eilfertig „zum Echo des der römischen Mission gespendeten Lobes machte," oder die bodenlose Unachtsamkeit, mit der sie sich sonst „die märchenhaftesten ultramontanen Kuckuckseier ins Nest legen läßt" (Warneck S. 7),*) wovon Warneck ein leider so wenig ergötzliches Beispiel in seinem Offenen Briefe an Wissmann (Anhang I) vorgeführt hat. Und noch frischer ist die Leistung der Norddeutschen Allgemeinen, die entzückt über den Hirtenbrief der deutschen Bischöfe in der sozialen Frage die evangelischen Kirchen demgegenüber als unthätig und pflichtvergessen hinstellte, als ob in ihrem Bereiche nichts geschehen wäre, das etwa dem Hirtenbriefe das Gleichgewicht hielte, als ob nicht unablässig und auf mancherlei Weise evangelischer Glaube, evangelische Bruderliebe und evangelische Geisteskraft um die Bewältigung der modernen Sphinx mit der römischen Kirche wetteiferten. Aber da sehen wir eben, wie Recht Warneck hatte, wenn er unsrer Tagespresse in Stuttgart nachsagte, daß sie —

> in ihrer großen Majorität das römische Rauchfaß lustig mitschwingt. .... Es weht ein römischer Wind durch die Welt; die Verhätschelung Roms ist eine Zeitmode. .... Die Mode ist eine Weltmacht und die Presse eine Modedame, die vor dieser Weltmacht das Knie beugt. (S. 6. 4. 6.)

Und wie das der Charakter unsrer Tagespresse im allgemeinen ist, so ist es der Charakter unsrer Politik. Auf das klarste Beispiel hierfür hatte wiederum Warneck in seinem Vortrage hinzuweisen:

> Sie wissen, wie gegnerisch ursprünglich das Zentrum zur deutschen Kolonialpolitik stand; die allmähliche Frontveränderung dieser parlamentarisch so mächtigen Partei in ihrer kolonialpolitischen Stellung hat von

*) Diese kurzen Hinweise beziehen sich immer auf die gedruckt erschienenen Reden von der Stuttgarter Generalversammlung. Vgl. vorige Nummer.

dem Auftauchen der Antisklavereibewegung an ganz wesentlich unter dem Einflusse missionarischer Konzessionen [d. i. von Konzessionen auf dem Gebiete unsrer Kolonien zu Gunsten der römischen Missionen] stattgefunden; ich erinnere nur an die Zulassung der innerhalb des Reiches verbotenen Orden in die deutschen Schutzgebiete. Je größer die Gunst und die Begünstigung der römischen Missionen, desto sicherer die Unterstützung der Kolonialpolitik seitens des Zentrums. Es wird gegenseitig gehandelt nach dem Grundsatz Do ut des.

Das Gegenstück auf sozialpolitischem Gebiete liegt vor aller Augen. Ueberall droht die Gefahr, daß die Rücksicht auf das Zentrum als politischen Faktor die Schätzung von Prinzipien und Geistesmächten innerhalb unsrer leitenden Kreise mattsetzt. Nippold sprach die bittere Wahrheit aus, wenn er klagte:

Sehen wir doch heute den deutschen Reichstag geduldig der Windthorstschen Gegenrechnung im Innern [Schule, Jesuiten!] harren für die Bewilligung der für den Schutz des Reiches nach außen [Militärvorlage!] unumgänglichen Bedürfnisse. (S. 22.)

Und mit Recht protestirte derselbe Redner gegen den in der Aera des Parlamentarismus üblich gewordenen Gebrauch, die evangelische Kirche zum wehrlosen Werkzeuge der Politik zu machen (S. 25), sie als Kompensationsobjekt zu mißbrauchen (S. 21) und überhaupt sittlich-religiöse Fragen als politische Machtfragen zu behandeln (S. 24).

Kurz die Unklarheit und Unsicherheit der Stellung, die sowohl die in der Tagespresse gemachte oder zu Worte kommende öffentliche Meinung als auch die leitenden Faktoren unsers deutschen Staatswesens gegenüber Rom und seinen Ansprüchen einnehmen, das ists, was Rom zur Zeit so gefährlich macht, und weshalb wir von einer römischen Gefahr reden. Daß obendrein gläubige Kreise der Kirche bei aller aufrichtigen Liebe zum Evangelium praktisch vielfach römischen Idealen nachjagen, das will ich jetzt nur streifen: es ist ein gar zu langes und schmerzliches Kapitel.

Von hier aus erst gewinnt man ein inneres und persönliches Interesse an den Ansprüchen, Kundgebungen und Veranstaltungen Roms gegen den Protestantismus im deutschen Kirchen-, Volks- und Staatsleben. Die Katholiken wollens zwar nicht Wort haben, daß sie die Friedensstörer seien, und es scheint mißlich, die Frage aufzuwerfen: Wer hat angefangen? Denn der Streit der Konfessionen ist so alt wie ihre Spaltung, und noch älter. Aber z. B. auf dem Missionsgebiete sind die Römischen nachweislich die Friedensstörer. Und entgegen den Beschuldigungen, die in Hirtenbriefen und auf Katholikentagen und in der ultramontanen Presse gegen uns Protestanten und sonderlich den Evangelischen Bund wiederhallen, dürfen wir getrost auf den Ursprung des Grundsatzes der Glaubens- und Gewissensfreiheit aus der Reformation selbst und auf die jedem von uns angeborene Achtung vor der religiösen Ueberzeugung des andern hinweisen. Die zu Stuttgart Versammelten aber haben umgekehrt auf die ganz entgegengesetzte prinzipielle Stellung der römischen Kirche hingewiesen, indem sie sich zu folgender Erklärung einigten:

Von seiten der römisch-katholischen Bischöfe Deutschlands ist wiederholt ihre Bereitwilligkeit zum friedlichen Zusammenleben mit den Angehörigen andrer christlichen Konfessionen verkündet worden, während der Evangelische Bund als Störenfried verklagt wird.

Dem gegenüber müssen wir alle jene Friedensversicherungen als vollständig wertlos betrachten, so lange die römische Kirche

1. den Anspruch erhebt, die alleinige Kirche Christi zu sein und die Evangelischen als Ketzer und Empörer wider die göttliche Autorität verdammt;

2. so lange sie die in der evangelischen Kirche vollzogene Taufe und die evangelische Trauung als Grundlage der christlichen Ehe nicht rückhaltlos anerkennt;

3. so lange sie auf der Forderung besteht, daß der selbst von Päpsten als unvereinbar mit dem kirchlichen Frieden bezeichnete Jesuitenorden und die ihm verwandten Orden und Kongregationen im deutschen Reiche wieder zugelassen werden.

Die Zurückberufung des Jesuitenordens wird voraussichtlich in nächster Zukunft die Gemüter hüben und drüben, aber auch Reichstag und Regierungen viel beschäftigen. Am 23. Mai 1872 hat der damalige Reichstag mit 205 gegen 84 Stimmen den Reichskanzler aufgefordert, einen Gesetzentwurf vorzulegen, der die rechtliche Stellung der religiösen Genossenschaften, die Frage ihrer Zulassung regle und ihre staatsgefährliche Thätigkeit, namentlich die der Gesellschaft Jesu, unter Strafe stelle. Das hierauf vorgelegte Gesetz, wonach der Jesuitenorden und die

verwandten Kongregationen vom deutschen Reichsgebiete ausgeschlossen sind, wurde mit 181 gegen 93 Stimmen angenommen. Für unsre Kolonien ist es bereits außer Geltung gesetzt: eine erste Etappe für die Rückkehr ins Reich selbst. Zu Gunsten eines verwandten Ordens, der Redemptoristen, hat man in Bayern eine andre teilweise Aufhebung des Gesetzes nicht ohne Aussicht auf Erfolg angestrebt. Bei dieser Gelegenheit hat uns die Frage schon näher beschäftigt: vgl. die Artikel „Liguori und die Redemptoristen" in Nr. 22 und 24 d. Jg. Inzwischen, d. h. nach den Stuttgarter Tagen, ist der längst in Aussicht gestellte große Petitionssturm gegen das Jesuitengesetz eröffnet worden, und an Unterschriften wird es da nicht fehlen, nachdem der Landtagsabgeordnete Fuchs in Köln unter stürmischem Beifall erklärt hat:

Es liegt in der Absicht, daß jeder Katholik im deutschen Reiche seinen Namen unter die Eingabe setzt. Wenn ein Katholik zu feige ist, seinen Namen unter die Eingabe zu setzen, dann malen wir ihn ab in unsern Blättern, damit er bekannt werde.

Windthorst hat zwar in Koblenz gesagt, daß die Rückberufung der Orden noch auf große Schwierigkeiten stoße und die Arbeit dafür eine sehr schwere sei. Aber wenn das evangelische Volk dem gleichgiltig zusieht, daß Gesellschaften, die sich die planmäßige Vernichtung seines Glaubens und seiner Kultur zur eigensten Aufgabe gemacht haben und anerkanntermaßen im Schoße des Katholizismus selbst allem, was da noch evangelisch und echt christlich ist, entgegenwirken, wieder frank und frei unter uns ihr Wesen treiben können (denn einzelne Jesuiten haben wir schon jetzt genug in Deutschland)*), dann wird eine allzu realistische Politik auch jene Schwierigkeiten zu heben wissen. So war es Pflicht der Stuttgarter Versammlung, warnend und protestirend ihre Stimme dagegen zu erheben, und dem galt die folgende Resolution:

Die Zulassung des Jesuitenordens und der demselben verwandten Orden und Kongregationen in den deutschen Schutzgebieten erweckt in weiten Kreisen der evangelischen Kirche die Besorgnis, daß die noch von dem letzten Katholikentag in Koblenz von neuem geforderte Wiederzulassung jener Orden auch im deutschen Reiche bevorstehe.

Die Generalversammlung des Evangelischen Bundes hegt das Vertrauen, daß diese Besorgnis eine unbegründete ist. Da der Hauptzweck dieser Orden von jeher die Bekämpfung des Protestantismus gewesen ist, so betrachtet sie die Thätigkeit derselben als eine Herausforderung des evangelischen Volkes und als eine schwere Schädigung des kirchlichen Friedens. Gegenüber der Behauptung, daß das römische Ordenswesen überhaupt, und der Jesuitenorden insbesondere, dem Staate einen wirksamen Beistand leiste zur Ueberwindung der sozialen Gefahr, weist sie auf deren thatsächliche Widerlegung durch die sozialen Zustände der unter der Herrschaft der Jesuiten stehenden Länder hin.**)

Einer ähnlichen Besorgnis vor Ueberraschungen, die „in der Aera des Parlamentarismus" in unserm Staatsleben möglich sind, entsprang der gegen die römischen Ansprüche auf die Schule gerichtete Beschluß. Windthorst hat in Koblenz erklärt: „Wir wollen die Schule wieder so haben, wie sie vor dem Schulaufsichtsgesetz war." Die Stuttgarter Resolution lautete:

Die Koblenzer Katholikenversammlung hat die in Bochum und auf frühern Katholikenversammlungen gestellten Forderungen betreffs des Rechtes der Kirche, der Familie und der Gemeinde auf die Leitung und Einrichtung der Volksschule erneuert.

---

*) Anfang 1889 tausend, darunter 466 Priester. Siehe Nr. 16 Sp. 384 d. Bl.

**) Obiger Artikel war schon geschrieben, als die Kreuzzeitung Nr. 476 vom 11. Oktober uns die Ueberraschung brachte, daß drei „konservative" Blätter, die Hannoversche Post, Das Volk und die Neue Westfälische Volkszeitung, die Rückkehr der Jesuiten [ins Reich] um den Preis bewilligen wollen, daß der evangelischen Kirche [doch wohl Preußens] die Selbständigkeit und Freiheit als Entschädigung zugestanden werde. Die Kreuzzeitung findet nicht den Mut, dem entgegenzutreten, aber ihre verschämte Anerkennung dieses Standpunktes engagirt sie allerdings noch nicht. Wir hegen heute noch die Hoffnung, daß Hammerstein und seine Freunde doch davor zurückscheuen werden, ihren Antrag auf Selbständigkeit und Freiheit der Kirche zum Gegenstande eines so schändlichen Tauschhandels zu machen. Alle Untiefen dieser modernen Kirchenpolitik thun sich hier vor einem auf; vielleicht ist das heilsam. Die sogenannte Selbständigkeitsbewegung könnte sich aber nicht mutwilliger diskreditiren, als wenn sie diese „Gelegenheit" ergriffe, „Geschäfte zu machen." Der letzte unsrer Artikel wird uns Anlaß bieten, auf die Sache zurückzukommen. Wir werden dann auch die Aussprüche der drei genannten Blätter näher wiedergeben, und jeder unsrer Leser wird unsre Entrüstung darüber teilen.

In Erwägung, daß die Erfüllung dieser Forderungen im Sinne des Ultramontanismus einer Auslieferung eines großen Teiles der deutschen Schulen an die römische Kirche gleichkommen und darum die größte Gefahr für unser christliches Volksleben enthalten würde,

protestirt die Generalversammlung des Evangelischen Bundes gegen diese Forderungen, will aber ebenso entschieden unter Zurückweisung aller auf Herbeiführung einer religionslosen Schule gerichteten Bestrebungen der deutschen Schule ihren christlichen Charakter gewahrt wissen.

Man wird den Wert solcher Resolutionen nicht überschätzen, aber man soll ihn auch nicht unterschätzen. Es ist der Evangelische Bund Gott sei Dank! eine solche Macht bereits geworden, daß Erklärungen wie diese, die für ihren Inhalt nicht nur die einmütige Zustimmung seiner 76000 Mitglieder, sondern aller irgend klar sehenden Protestanten im Reiche sicher haben, auchvon den Politikern, die religiös-kirchliche Fragen nach Macht- und Opportunitätsrücksichten entscheiden, gehört werden.

Die Abwehr der römischen Gefahr kam außer diesen drei Resolutionen auf dem Stuttgarter Kongreß besonders in den beiden Vorträgen Beyschlags über die Reformation und die soziale Frage und Warnecks über die Pflichten des evangelischen Bundes in Sachen der evangelischen Mission zur Geltung, die beide von gleich durchschlagender Wirkung waren. Mit der sozialen Frage und der Aufgabe des Bundes ihr gegenüber werden wir uns im nächsten Kapitel noch näher beschäftigen. Warneck hielt dem Bunde die ernste Pflicht vor, als Anwalt der evangelischen Mission aufzutreten, wenn sie gegen die römische zurückgesetzt und gar die Annahme römischer Missionsgrundsätze ihr empfohlen wird, und gegenüber dem plötzlich so rege erwachten römischen Missionseifer unsre evangelischen Volksgenossen aufzurütteln. Der römische Missionseifer ist bei uns noch sehr jung. 1885 brachte das katholische Deutschland kaum 600000 Mark, das protestantische mehr als zwei Millionen Missionsbeiträge auf. Aber seit die Katholiken sich für unsre Schutzgebiete interessiren, ist das anders geworden. Leider nimmt dieser neuerwachte Eifer auf ein friedliches Nebeneinanderwirken mit den evangelischen Missionen nicht die geringste Rücksicht. Von der römischen Konkurrenzmission in Dar-es-Salaam ist in diesen Spalten berichtet worden (Nr. 33, Sp. 777). Die Aussendung einer stattlichen Schar von Missionaren nach Kamerun meldeten jüngst die Zeitungen. Römische Blätter rühmen, daß binnen Jahr und Tag vierhundert römische Missionare für Ost- und Mittelafrika bereitstehen würden: auch nur die Hälfte wäre eine gewaltige, zu angestrengtem Wetteifer anspornende Zahl. Für eine staatliche Scheidung des Missionsgebietes der Konfessionen ist Warneck nicht:

So viel Verwirrung [die katholische Gegenmission in Dar-es-Salaam und Kamerun] anrichten wird, so empfehlen wir doch nicht, daß etwa staatlicherseits eine Demarkationslinie auf unsern Schutzgebieten gezogen würde, welche die Missionen beider Konfessionen räumlich von einander trennte, weil wir in dieser staatlichen Einmischung nur eine Verschlimmerung des Uebels erblicken, ohne daß sie imstande wäre, die Grenzregulirung wirklich durchzuführen.

Unser Blatt hat wiederholt den entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Wir kommen auf die Frage zurück; für heute bekenne ich nur, daß ich persönlich durch Warneck bekehrt bin.

Im einzelnen hat Warneck für die evangelische Mission vom Bunde Eintreten in der Presse, Vorträge, Gaben und Gebet gefordert. Wir können nur dringend bitten, daß diese Mahnung auf allen Seiten herzliche Beachtung finde. Es sollte kein Zweig- und Ortsverein des Bundes diesen Winter vorübergehen lassen, ohne wenigstens einmal die Sache der Mission unter dem Gesichtspunkte der römischen Gefahr allen guten Evangelischen ans Herz zu legen. Was die Unterstützung mit Geldmitteln anlangt, so hat Warneck mit aller Klarheit die Missionen bezeichnet, die für den Bund da in Betracht kommen: die durch die römische Konkurrenz bedroht sind und die in den deutschen Schutzgebieten arbeiten.*) Die Versammlung machte sich seine Ausführungen in folgender Resolution zu eigen:

Durchdrungen von der Ueberzeugung der weltgeschichtlichen Bedeutung der evangelischen Mission wie ihrer vielseitigen Rückwirkungen auf das religiöse Leben der heimatlichen Kirche erkennt der Evangelische Bund in der thatkräftigen Pflege derselben um so mehr eine heilige Pflicht, als sie gegenwärtig unter unberechtigter Verkennung zu leiden hat.

Wir empfehlen daher allen unsern Zweigvereinen aufs dringendste, nicht nur durch ihr Zeugnis das irregeleitete öffentliche Urteil über die evangelische Mission berichtigen zu helfen, sondern dieselbe auch zu einem Gegenstande periodischer Behandlung in ihren Versammlungen zu machen und durch Beiträge reichlich zu unterstützen.

Aber mit Recht will die Welt nicht nur Resolutionen und Reden vom Bunde, sondern auch „Thaten.“ Da ist es mir immer rätselhaft gewesen, daß mißgünstige Beurteiler seine Preßthätigkeit oft so geringschätzig behandelt haben. Die Presse ist doch nun einmal heute eine dämonisch gewaltige Macht. Die römische Presse leistet für den Ultramontanismus Außerordentliches, sie beherrscht drüben Kirche und Politik, beinahe selbst die Bischöfe und den Papst. Mag ihre Abonnentenzahl in Deutschland neuerdings ein wenig zurückgegangen sein, noch immer entspricht die Wirklichkeit nur zu sehr dem Worte vom Koblenzer Katholikentage:

Die Presse ist unsre Kriegsmusik, hinter der wir hermarschiren müssen, vom letzten Mann bis zum Generalfeldmarschall, einig, fest und treu, Presse und Volk für Wahrheit, Freiheit und Recht!

Nun können wirs der Kaplanspresse nicht gleichthun, diesem „bisher noch unerreichten Vorbilde der sozialdemokratischen Redakteure“ (Nippold S. 24); aber wenn der Evangelische Bund wäre, was man ihm halb mitleidig vorgeworfen hat, nichts weiter als ein „Preßverein,“ so wäre schon das etwas überaus Großes und Verdienstliches. Nun ist manches gethan, sowohl für Beobachtung und Bekämpfung der ultramontanen Presse, als auch für Gewinnung der indifferenten „protestantischen“ zu einer verständnisvolleren Behandlung religiös-sittlicher, insbesondre konfessioneller Fragen. Die Kirchliche Korrespondenz, das von Pfarrer Brecht in Oberkochen mit großer Selbstaufopferung und immer wachsender Kraft, zu Zeiten fast ohne Unterstützung geführte Organ des Bundes, erfreut sich als Korrespondenz für die Tagespresse einer zunehmenden, wenn auch noch immer in Anbetracht des wichtigen Zweckes viel zu geringen Benutzung; als Monatsblatt ist sie in 23000 Exemplaren verbreitet. Die Preßabteilungen der einzelnen Haupt- und Zweigvereine sind zum Theil trefflich organisirt und leisten das Ihre in Flugblättern und sonstiger Versorgung ihres Gebietes; aber ich meine, daß in diesem Stücke die Thätigkeit der Bundesmitglieder, zumal der Vorstände, noch eine viel regere, geschlossenere und umfassendere werden muß.

Hat man zur Hebung protestantischen Sinnes an vielen Orten Volksfeste, insbesondre Lutherfeste und Lutherfestspiele veranstaltet, so anderwärts Vorträge und Volksversammlungen streitbareren Charakters. Vielfach hat der Bund evangelische Kranken- und Gemeindepflege eingerichtet oder unterstützt, der Zweigverein der Grafschaft Bentheim z. B. das dortige evangelische Krankenhaus, das gegenüber der katholischen Gegenanstalt einen schweren Stand hat, in seine Fürsorge genommen. Das Diakonissenhaus des Bundes in Schwäbisch Hall ist nahezu vollendet; zwei Schwestern werden bereits für Baden dort ausgebildet. Ich bin leider nicht imstande gewesen, einen Besuch der Anstalt mit meiner Stuttgarter Reise zu verbinden; man hörte nur Lobes von ihren Einrichtungen und ihrer Leitung. Wenn sie eingeweiht werden wird, wollen wir eingehender von ihr berichten. Sie sei der ferneren Unterstützung unsrer Freunde und Leser angelegentlichst empfohlen. Das Werk ist kostspielig genug und fordert noch große Opfer; aber sie zu bringen sollte dem Bunde, dem evangelischen Deutschland minder schwer fallen. Und notwendig ist das Werk auch; an

---

*) Nebenbei berichtete Warneck, daß in Ostafrika demnächst die Brüdergemeine und „hoffentlich“ auch die Berliner Missionsgesellschaft für Südafrika, im Togolande die Norddeutsche (Bremer) das Evangelium verkündigen wird. „Wie die junge deutsch-ostafrikanische Berliner Missionsgesellschaft aus der jetzigen Krise hervorgehen, ob sie selbständig weiter bestehen, einer ältern Missionsgesellschaft sich anschließen oder in eine staatskirchliche Mission sich verwandeln wird,“ darüber wußte Warneck nichts zu sagen, protestirte aber — in den Worten nur nebenbei, mit der Stimme um so nachdrücklicher — gegen den Gedanken einer staatskirchlichen Mission: „Wir haben alle Ursache, uns gerade jetzt vor problematischen Missionsexperimenten zu hüten.“ Offenbar wird zur Zeit viel geplant und verhandelt, wovon die Oeffentlichkeit noch ausgeschlossen ist.

Pfarrer Faulhaber kommen schon jetzt immer und immer wieder Bitten um Schwestern, die er unerfüllt lassen muß.

Man hat dieses Unternehmen des Bundes auch bekrittelt: ja wer leistet denn, was es leisten will und soll? Die Sache steht vielmehr so, daß er das Bedürfnis ganz und gar nicht befriedigen kann. Wie bedauerlich daher, daß der Zentralvorstand des Bundes einen Antrag des schlesischen Hauptvereins, auf schlesischem Boden — bei der sich bietenden Gelegenheit — zu einem zweiten Diakonissenhause den Grund zu legen, in besonnener Wägung der Mittel sich nicht hat aneignen können. Also es heißt auch hier: Der Bund hat etwas „gethan," aber er muß viel mehr thun, und dazu soll ihm der größere Eifer seiner Mitglieder, vor allem aber das größere Verständnis derer, die draußen stehen und zusehen, helfen!

Die Bewahrung evangelischer, von der römischen Propaganda gefährdeter Jugend, ist im kleinen wie im großen das Augenmerk des Bundes gewesen. Im großen dient ihr die evangelische Erziehungsanstalt **Godesheim** am Rhein, für die auch in diesen Blättern gesammelt worden ist und deren Leiter, Pfarrer Axenfeld, schon manches Kind den Händen unberechtigter römischer Beschützer entrissen hat. Evangelische Arbeitervereine, auch Jünglingsvereine haben sich im Zusammenhange und mit Hilfe des Bundes gebildet. Konvertiten sind in besondern Fällen, wo die für Protestanten dazu unentbehrlichen Bürgschaften gegeben waren, unterstützt worden.

Auch daß der Altkatholizismus am Evangelischen Bunde einen Helfer gefunden hat, können wir nur recht und billig finden. Kein Zweifel, daß in ihm ehrenwerte Anhänger eines romfreien Christenglaubens vom Vatikan verflucht und verfolgt werden, daß dieses Häuflein den Ultramontanen mehr als irgend etwas in der Welt ein Dorn im Auge ist, daß die Kenntnis römischen Wesens bei den Altkatholiken uns oft so naiven und vertrauensseligen Protestanten nur eine hochwillkommene Hilfe sein kann. Wenn der Bund als solcher, offiziell, durch seine Zentralleitung die Unterstützung der Altkatholiken nicht in die Hand genommen hat, so ist dafür der deutlich erkennbare Grund der, daß der Bund als solcher Aufgaben genug hat, die ihm näher liegen, und daß bei dem immerhin noch problematischen Charakter der altkatholischen Kirche das Urteil der Bundesmitglieder selbst über sie begreiflicherweise geteilt ist. Aber wenn einzelne Kreise innerhalb des Bundes sich der bedrängten Gemeinschaft annehmen, so können wir es dieser nur gönnen. Freilich sollten sich die Freunde des Altkatholizismus vor Uebertreibungen hüten. Nichts andres war es, wenn Nippold in seinem Vortrage erklärte:

> — daß mir keine geschichtliche Erscheinung unsers Zeitalters bekannt ist, welche (natürlich nicht am politischen, sondern am sittlich-religiösen Maßstabe des Evangeliums Jesu Christi gemessen) der Gesamtkirche so viele neue Lebensmächte zugeführt hat, wie das Martyrium unsers Altkatholizismus.

Ich habe es sehr bequem, den Altkatholizismus über der österreichischen Grenze drüben zu beobachten: ich habe da von Leben gebendem Martyrium noch nicht viel wahrgenommen. Man darf sich da auf flüchtige Reisende, die in der Wahl ihrer Gewährsleute nicht vorsichtig sind, nicht verlassen. Das Verfahren gegen die Altkatholiken in Bayern muß jeden rechtlich Denkenden für sie stimmen: vgl. unsre Artikel in Nr. 14, 18 und 20. Man muß aber zwischen den Altkatholiken hier und dort einen Unterschied machen; durch kritik- und unterschiedslose Verherrlichung schadet man ihnen nur bei den Kühleren. In Stuttgart sprach am letzten Abend im Herzog Christoph ein altkatholischer Gast aus Zürich; bei dieser Gelegenheit wurde eine Sammlung für die Altkatholiken veranstaltet.

Natürlich fällt dem Zentralvorstande des Bundes ein gut Teil besondrer Arbeit in der Wahrung deutsch-protestantischer Interessen zu. Er hat im letzten Geschäftsjahre wesentlich mit eingegriffen in die Bewegung gegen die Militärfreiheit der Theologen, ist mit Erfolg dem Unwesen der katholischen Sammlungen unter evangelischer Bevölkerung durch Eingaben an die deutschen Regierungen entgegengetreten, hat auf demselben Wege sich um die gesetzliche Regelung der Erziehung von Kindern aus Mischehen bemüht, einmal für Erhaltung des

paritätischen Charakters eines der Katholisirung anheimfallenden Gymnasiums seine Stimme erhoben, endlich auf den bekannten Fuldaer Hirtenbrief mit einem vorzüglichen „Offenen Briefe" geantwortet, der dem Kaiser, sämtlichen Kirchenbehörden, den Erzbischöfen und Bischöfen, den Mitgliedern der Zentrumsfraktion und vielen katholischen Mitbürgern überreicht und trotz dem Schweigen der Tagespresse in 80000 Exemplaren durch den Buchhandel abgesetzt worden ist.

Ich meine, daß nur ein böswilliger Beurteiler nach alledem leugnen kann, daß der Bund zur Wahrung deutsch-protestantischer Interessen gegenüber der römischen Gefahr seine Leistungsfähigkeit bewiesen hat. Findet man, daß er noch mehr leisten sollte, so wird sich diesem Wunsche jeder aufrichtige Freund des Bundes mit Ueberzeugung anschließen: wohlan, man setze ihn dazu in den Stand, indem man mit Hand anlegt, Rat, Kraft und Mittel ihm zur Verfügung stellt. Die Ausflucht, man könne nicht wissen, ob sichs nicht etwa nur um eine totgeborne Gründung handle, ist durch die kurze Geschichte des Bundes hinfällig geworden: möge jeder evangelische Christ — und je einflußreicher er in der Kirche dasteht, desto ernster — sein Gewissen befragen, ob es recht ist, dem Werke sich zu versagen, und an seinem Teile für eine weitere glückliche Entwicklung des Begonnenen sorgen. R

Die sechste Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins

Es ist ein buntes, wechselvolles Bild, das eine Zusammenstellung der so zahlreichen kirchlichen Versammlungen des Monats September und ihrer Verhandlungen ergiebt. Fast könnte man den Eindruck einer unruhigen Vielgeschäftigkeit unsrer evangelischen Kirche bekommen: so sehr drängten in schneller Folge während der letzten Wochen die Kongresse aufeinander. Und doch dürfte in dem Bilde der mancherlei Arbeiten unsrer evangelischen Vereine ein Zug nicht fehlen, der ihm erst den harmonischen Abschluß giebt. Die Liebe drängt ins Weite. Sie kann in einer engen Welt ihre Thatkraft nicht erschöpfen. Und der Glaube soll nicht nur daheim sein scharfes Schwert führen, er soll auch draußen auf den Vorposten der christlichen Welt, auf den Arbeitsfeldern der Heidenmission, gegen den Feind zu Felde ziehen. So fügt sich denn die Mission, das größte Glaubens- und Liebeswerk, als unentbehrliches Glied in die Kette buntgestalteter evangelischer Vereinsthätigkeit ein.

Dem **Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereine** ist es gelungen, auch in solchen Kreisen Sinn für die Mission zu wecken, die sich früher gänzlich der Teilnahme an diesem Liebeswerke verschlossen. Erst als durch den gesteigerten Weltverkehr und durch das tiefere Eindringen in die Geheimnisse der vergleichenden Religionswissenschaft nicht nur die Fähigkeit des Christentums, Weltreligion zu werden, sondern auch die Pflicht, es zur Weltreligion zu machen, recht erkannt wurde, hörte man auf, die Heidenmission als Sache einer bestimmten kirchlichen Partei anzusehen. Der neue, im Jahre 1884 gegründete Missionsverein will sowohl daheim bei Sammlung seiner Mitglieder als draußen in seiner Arbeit die kleinen Unterschiede der Parteien, Richtungen, Konfessionen und Denominationen beiseite stellen und sich allein auf das Evangelium Jesu Christi gründen.

Seine sechste Jahresversammlung hielt der junge Missionsverein am 22. und 23. September in **Wiesbaden** ab. Die zeitliche und räumliche Nähe und auch die Einigkeit im Geiste veranlaßten den Zentralvorstand, erst telegraphisch, später auch mündlich durch einen Beauftragten den Evangelischen Bund in Stuttgart zu begrüßen. Am Abend des 22. September fand in der prächtigen gotischen Bergkirche der Eröffnungsgottesdienst statt. In warmen, herzlichen Worten entwickelte Pastor Dr. **Hasenclever**-Braunschweig die Missionspflicht des evangelischen Christen. „Hephata, d. i. thue dich auf! Des Herrn Ruf an unsre Festversammlung," so lautete das Thema der Festpredigt, welcher der Text Markus 7, 34 zu Grunde lag. „Thue dich auf, du Mund, die Herrlichkeit des Glaubens zu preisen! Thue dich auf, du Ohr, den Notruf aus fernen Landen zu hören! Thue dich auf, du Herz, den Segen zu erflehen, an dem alles gelegen ist!" In diese drei Teile zerlegte der Prediger seinen Stoff, indem er von den einfachsten Voraussetzungen des Glaubens ausging und zuletzt die unausweichliche Notwendigkeit darlegte, daß wir unsern kostbarsten Besitz, das Evangelium, weiter geben müssen als ein Salz der Erde, als den Quell neuen göttlichen Lebens. Beim Ausgange aus der Kirche wurden Gaben für den Bau einer Kirche für die deutsche evangelische Gemeinde in Tokyo gesammelt.

Am Abend begrüßte der Vorsitzende des Ortsausschusses Pfarrer **Veesenmeyer** die erschienenen Festteilnehmer im Kurhause. Am andern Morgen wurden die Verhandlungen mit einer Konferenz der Delegirten der Zweigvereine eingeleitet. An Stelle des amtlich verhinderten Vorsitzenden, Pfarrers D. **Buß**-Glarus, leitete Konsistorialrat D. **Ehlers** aus Frankfurt a. M. die Versammlungen. Die Delegirten beschlossen zur wirksameren Verbreitung des Vereins und zur bequemeren Geschäftsführung Geschäftsstellen zu errichten, eine mit dem Sitz in Berlin für Nord-

deutschland, eine andre in Heidelberg für Süddeutschland. Diesen Geschäftsstellen, die ihre Aufträge von dem Zentralvorstande empfangen, soll die Verbreitung von Litteratur, die Veranstaltung von Predigt- und Vortragscyklen u. s. w. obliegen.

In Tokyo, der Hauptstadt Japans, der wichtigsten Arbeitsstätte des Missionsvereins, besteht unter der Leitung der Vereins-Missionare eine Klöppel- und Frauenarbeitsschule. Es hat sich diese Einrichtung als sehr wertvoll bei Einführung des Christentums auch in die untern Klassen der japanischen Frauenwelt erwiesen. Die Delegirten erklären sich bereit, dies Unternehmen zu unterstützen durch Vertrieb der in jener Schule gefertigten Handarbeiten bei den Mitgliedern ihrer heimatlichen Vereine. Eine Sammlung dieser Arbeiten: Spitzen und Seidenstickereien war ausgestellt.

Auf die Delegirtenversammlung folgte um zehn Uhr vormittags die Generalversammlung. Gesang und Gebet bildeten ihren Anfang. Dann begrüßten die Vertreter des Ortskomitees, der Stadt, des Konsistoriums und des Protektors, des Großherzogs von Sachsen-Weimar, den Verein.

Der Jahresbericht wurde von dem Vereinssekretär Dr. Hausheer-Zürich erstattet. Auch im letzten Jahre hat der Verein einen erfreulichen Aufschwung genommen, er zählt etwa — genauere Angaben etlicher Zweigvereine standen noch aus — 160 Zweigvereine mit etwa 20000 Mitgliedern. Die Jahreseinnahme betrug 1889/90 34900 Mark. Vielseitig ist das innre Leben des Vereins gestaltet. Predigten, Vorträge, Feste und Familienabende wecken das Interesse an der Mission in immer weitern Kreisen. Eine „Allgemeine Missionsbibliothek," vom Vereine begründet und mit der kaiserlichen Landes- und Universitätsbibliothek in Straßburg verbunden, steht allen Missionsfreunden zur Benutzung offen. In Japan wirken zur Zeit drei Missionare, die Pfarrer Spinner, Schmiedel, Munzinger, ein deutscher Elementarlehrer, Bolljahn, und eine Missionarin Auguste Diercks. Den Missionaren helfen in ihrer schweren Arbeit mehrere japanische Gehilfen, unter denen ein Kandidat Minami und der frühere hochangesehene Journalist Kusama sich auszeichnen. Bis jetzt sind vier Gemeinden gestiftet worden: zwei in Tokyo, eine im Dorfe Howoden und eine in Yokohama. Außerdem werden von den Missionaren noch zwei deutsche evangelische Gemeinden in Tokyo und Yokohama versorgt. Eine theologische Akademie soll junge Japaner zu evangelischen Predigern ausbilden. Dem litterarischen Bedürfnisse dient eine Bibliothek von 9000 Bänden, die größtenteils durch Geschenke der Vereinsmitglieder zusammengekommen sind. In die große Masse des japanischen Volkes soll eine Zeitschrift, herausgegeben von den Missionaren und in japanischer Sprache geschrieben, betitelt Shinri, d. i. Wahrheit, die christlichen Glaubenslehren tragen. Es ist dies eine Arbeit, die auffällig an die reiche litterarische Thätigkeit der altchristlichen Apologeten erinnert. Im nächsten Jahre wird Pfarrer Spinner, der schon seit 1885 in Japan arbeitet, zurückkehren und auf seiner Reise in China und Indien Missionsstudien machen. Von seiner Anwesenheit in der Heimat, von seinen Berichten und Erzählungen wird ein neuer Aufschwung des Missionsvereins erwartet. In China arbeitet im Dienste des Vereins der bekannte Sinolog D. Faber; seine Station ist Shanghai. Auch dort soll zunächst eine deutsche evangelische Gemeinde gesammelt werden.

Ueber den Bau einer Kirche für die deutschen Protestanten in Tokyo berichtet Generalsuperintendent D. Hesse. Es hat jene fernste östliche Gemeinde unsrer evangelischen Kirche, an deren Spitze der deutsche Gesandte von Holleben steht, durch ihre vierundfünfzig Glieder 10000 Mark aufgebracht, aber noch sind 60000 Mark zum Bau erforderlich. Die in Deutschland veranstaltete Sammlung ergab bisher 26000 Mark, den Rest wird Opferwilligkeit und Liebe zu unsern Glaubensgenossen auf jenem einsamen Posten in der Heidenwelt gewiß bald aufbringen.

Eine Anregung eines süddeutschen Mitgliedes, die Beteiligung des Missionsvereins auch in einer der deutschen Kolonien herbeizuführen, soll, wie der Vorsitzende verspricht, von dem Zentralvorstand alsbald in Erwägung gezogen werden. Mit Dankgebet und Segenswunsch schließt D. Ehlers gegen ein Uhr die Generalversammlung.

Am Nachmittag vereinigte ein Festmahl die Gäste im Saale des Kasinos. Am Abend aber brachte eine volkstümliche Vereinigung in der Kaiserhalle das Fest zum Abschluß. Das waren erhebende Stunden, als inmitten einer großen Schar von Zuhörern auch in populärer Rede die Arbeiten des Missionsvereins besprochen wurden. Professor D. Furrer-Zürich schilderte „die Aufgaben und Aussichten der christlichen Mission im Lichte der allgemeinen Religionsgeschichte." Prediger Dr. Arndt-Berlin gab Bilder vom christlichen Gemeindeleben in Japan. Die höchste Aufmerksamkeit und Begeisterung weckte die deutsche Rede eines christlichen Japaners, des Dr. phil. Kussaka, z. Z. in Jena. Es war ergreifend, zu hören, wie dieser junge Japaner die Sehnsucht seines Volkes nach dem Christentum beschrieb. „Wenn es Ihnen," so schloß er, „auch von Gott befohlen ist, daß Sie für uns thätig sind, so ist es doch auch für Sie gegenwärtig eine Zeit, wo Sie mit Ihren eignen Verhältnissen viel zu thun haben. Wir Japaner nehmen, was Sie uns geben, warum sollen wir das nicht? In diesem Punkte sind wir schon lange vereint. Sie wollen geben, wir wollen nehmen, und wir sind auch zu nehmen fähig. Dieses Verhältnis möge auch in Zukunft fortbestehen und sich immer mehr entwickeln. Ich schließe mit dem Worte: Was Gott will, es geschehe!" Es folgten noch kleinere Ansprachen von Pastor Burggraf-Bremen und Pastor Buck-Hamburg. Ein kurzes Schlußwort des Pfarrers Beesenmeyer, der Wunsch auf Wiedersehen,

beendigte die Abendversammlung und zugleich das ganze Fest, das gewiß in allen Teilnehmern tiefe Eindrücke hinterlassen und dem verheißungsvollen Werke des ausblühenden Missionsvereins reiche Förderung verschaffen wird.
Th A

Bücher und Schriften

(Religiöse Weltanschauung) Gedanken eines hochbetagten Laien über Glauben, Religion und Kirche. Zweite Auflage. Karlsruhe und Leipzig, Reuther, 1885. 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Verfasser dieses liebenswürdig geschriebenen Büchleins ist der badische Wirkl. Geheimrat Adolf Freiherr von Marschall in Freiburg i. B., der in sechzig kurzen Paragraphen sich selbst Rechenschaft von seiner Auffassung des Christentums giebt. Der ruhige, klare Ton, der sich nie in Polemik oder Anklage verliert, die stille Sicherheit, die das Ganze durchzieht, der gehobene Friede, der über allen Gedanken ruht, verrät uns, daß der Segen des Alters mit dem Segen der Frömmigkeit sich verbunden hat. Freilich das fühlt man auch, daß der hochbetagte Verfasser abseits steht von den Zweifeln und den schweren Problemen, die einem Kinde unsrer Zeit auf der Seele lasten und die etwa in dem vielgenannten Büchlein „Im Kampf um die Weltanschauung" ihren beredtesten Ausdruck gefunden haben. Ein edler Rationalismus ists, in dem unserm Verfasser das Christentum Eigentum geworden ist. Der freundliche Optimismus, der jener Richtung eigen war, findet sich auch hier: die natürliche Religion und die durch Christus geoffenbarte treffen zusammen. „Warum sollte auch Gott etwas andres geoffenbart haben, als wozu er den religiösen Keim unserm kindlichen Herzen anvertraut hat?" Ein Widerspruch zwischen Glaube und Vernunft besteht demnach auch nicht: „die Vernunft schafft zwar den Glauben nicht, aber sie billigt ihn." Der Mensch ist nicht von Natur mit Sünde behaftet: „er kennt seine Pflicht und kann ihr folgen, wenn er — wachend und betend — nur nicht müde wird, desfalls fort und fort zu kämpfen" (S. 24). Das Ziel der geschichtlichen Entwicklung ist die Wiedervereinigung der Konfessionen, wenn nur „die Menschen im Laufe der Zeiten von den Ausflüssen spekulativer Dogmen und Satzungen wieder zu den einfachen Wahrheiten und Anordnungen der Christuslehre zurückgeführt werden" (S. 85). Diese Entwicklung zu fördern, ist „vor allem die Aufgabe der christlichen Gesamtkirche in ihren obersten Organen" (S. 91).

Da wäre denn mehr als ein Punkt bezeichnet, an dem wir mit unserm Widerspruch einsetzen könnten. Doch wer möchte mit dem ehrwürdigen Verfasser rechten, der einer andern Zeit angehört? Dazu überwiegt auch zu sehr die Freude darüber, daß überhaupt ein Laie mit der Feder in der Hand sich „seine, das höchste und wichtigste menschliche Interesse berührenden Empfindungen, Auffassungen und Triebfedern selbst recht klar zu machen und zu einem einheitlichen, in sich selbst folgerichtigen Ganzen zu verbinden" sucht. Wenn man auf andern Gebieten die Dilettanten schief ansieht, auf religiösem Gebiet hat jeder christliche Laie das Recht, gehört zu werden. Ließen sich nur recht viele hören! Hätten viele nur überhaupt eine religiöse Ueberzeugung! Das Irren in ehrlicher Gesinnung ist auch hier mehr wert, als das gesinnungslose Schweigen.
P D

(Unter den Palmen im Lande der Sonne) von E. R. Baierlein, evangelisch-lutherischen Missionar em. Leipzig, Naumann. 335 S.

Dies der Titel einer Schrift, in der der ehrwürdige Herr Verfasser Erinnerungen aus seinem dreiunddreißigjährigen Leben und Wirken bei den ostindischen Tamulen aufgezeichnet hat. In derselben lebensvollen Darstellungsweise, die uns die Schilderung seiner sechsjährigen Arbeit unter den „roten Indianern Nordamerikas" so anziehend gemacht hat, ist auch dieser jetzt in sechzehn Abschnitten vorliegende Bericht gegeben, sodaß wir gern den Verfasser begleiten. Mit wachsender Teilnahme verfolgen wir ihn, wie er alsbald nach seiner Ankunft in Madras am 17. Dezember 1853 das ihm befohlene Missionswerk rüstig mit Erlernung der Tamulensprache beginnt; wie er auf seinen Reisen in die entferntesten, zum Teil dem Weltverkehr fast entrückten Ortschaften seiner ausgedehnten Distrikte (Sadras, Kudelur, Tschidambaram) jede Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums gewissenhaft wahrnimmt; und wie er an dem glücklichen Aufbau von zwei Kirchen (1855 in Sadras, 1859 in Kudelur) freudig mitwirkt. Sein Urteil über das Leben und Denken des Volkes beherrschende Kastenwesen ist lehrreich und taktvoll. Wir durchleben dann die schreckenvolle Militärrevolution 1857/58, in der Baierlein in echter Hirtentreue sein freilich vielfach behindertes Wirken doch nicht völlig unterbrechen läßt. Wir bewundern seinen kühnen Mut und sein felsenfestes Gottvertrauen bei der durch den Austritt zweier Ströme verursachten Ueberschwemmung des Jahres 1864, die das Land furchtbar verheerte und ihn und die Seinen in schwerste Todesgefahr brachte — und ebenso seine Selbstverleugnung und Ausdauer unter dem Elend der eine volle Million Menschen hinraffenden Hungersnot 1877/78. Und unter allen diesen durch schmerzlichstes Familienleid und wiederholte Erkrankung erschwerten Kämpfen und Mühen muß Baierlein an der verschiednen Aufnahme seiner Predigt bei den „Geringen" und „geistlich Armen" einerseits und anderseits bei den „Großen und Weisen dieser Welt" die Wahrheit des Wortes Pauli 1. Kor. 1, 26 ff. erfahren.

Die sehr zu empfehlende Lektüre des interessanten Buches wird dem Verfasser neue Verehrer, seinen Verdiensten neue Anerkennung verschaffen und hoffentlich, woran ihm vor allem gelegen ist, dazu helfen, daß für die Heidenmission immer mehr verständnisvolle Teilnahme geweckt werde und, wie er wünscht, die Leser seines Buches „auf die

Arbeit, die noch unter den Heiden zu thun ist, ihre Blicke richten und dabei namentlich der neugesammelten Christen fürbittend gedenken." Schm

Verschiedenes

(Schwarz und Weiß) Ein Lebensinteresse der evangelischen Kirche ist bedroht, das kostbare Erbe der Reformation gefährdet, die Freiheit der Gemeinde durch einen rohen Eingriff des Kirchenregiments unterdrückt: denn die Konfirmandinnen in Berlin sollen hinfort nur noch in schwarzen Kleidern eingesegnet werden!

Unsagbar lächerlich und doch zum Herzbrechen traurig ist der Streit, der darüber jetzt in Berlin — denn wo anderwärts wäre etwas derartiges möglich? — entbrannt ist. Ein undankbares Geschäft, daß man über solche Dinge schreiben muß! Aber es gehört zum Gesamtbilde der Berliner kirchlichen Verhältnisse. Am 14. Februar hat das Konsistorium der Provinz Brandenburg die ihm unterstellten Geistlichen angewiesen, dafür Sorge zu tragen, daß das gute alte Berliner Herkommen, alle Konfirmandinnen in schwarzen Kleidern einzusegnen, gewahrt bleibe, und den Gebrauch weißer Kleider rechtzeitig zu untersagen, im Falle der Uebertretung dieses Verbotes aber die dennoch in weißen Kleidern erscheinenden Kinder von der Feier zurückzuweisen. Begründet war diese Verfügung damit, daß die Verschiedenartigkeit der Kleider den Unterschied zwischen Arm und Reich in unliebsamer Weise an eine Stelle trage, wo er am allerwenigsten hingehöre. Ein höchst vernünftiger Erlaß! Was in aller Welt wäre daran auszusetzen! Man möchte nur wünschen, daß das Konsistorium neben solchen Kleinigkeiten, die aber auch ihr gutes Recht haben, auch wichtigere Dinge, z. B. die Kirchstuhl= und Gebührenfrage, wo der Unterschied zwischen Arm und Reich noch schmerzlicher zur Erscheinung kommt, mit derselben Energie anfaßte! Aber den Berliner Liberalen geht auch diese Verfügung schon wieder viel zu weit. Sie sehen darin eine Kompetenzüberschreitung der Behörde und verlangen für diese Verordnung erst die Zustimmung des Gemeindekirchenrats. Und um dieses crimen laesae maiestatis willen bringt man die ganze Gemeinde in Aufruhr. Hat denn dieser kirchliche Liberalismus nichts gelernt und nichts vergessen? Ist dies Pochen auf Formen und Rechte seiten eines Gemeindekirchenrats auch nur um ein Haar besser, als das Trachten nach Formen und Rechten in der Hammersteinschen Selbständigkeitsbewegung, das den Vorfechtern des Liberalismus so oft zu sittlicher Entrüstung Anlaß gegeben hat? Versteht dieser kirchliche Liberalismus unsre Zeit so wenig, daß er noch immer nicht weiß, es kommt jetzt nicht darauf an, Rechte für die Gemeinde zu fordern oder zu wahren, da die nötigen Rechtssubjekte, die lebendigen Gemeinden, gar nicht da sind, sondern das Innenleben der Gemeinden zu wecken und so die Rechtssubjekte für solche Forderungen erst zu schaffen? Wirklich, eine kleinlichere Auffassung von den Rechten und Pflichten der kirchlichen Gemeindekörperschaften, als sie in dem neusten Berliner Kirchenskandal zu Tage tritt, kann man sich kaum denken!

In dem nun entbrannten Kampfe hat freilich auch das Konsistorium eine arge Taktlosigkeit begangen, indem es einen Erlaß an einen die „liberale" Anschauung vertretenden Geistlichen veröffentlichte, der durch die Schärfe des Tones geeignet ist, sein Ansehen zu schädigen. Aber viel schlimmer noch habens die Liberalen gemacht: sie haben — dazu ist immer Geld übrig — Flugblätter versandt, eine große Gemeindevolksversammlung berufen und in dieser die energischsten Resolutionen beschlossen. Der neue Redakteur der Protestanten=Vereins=Korrespondenz, Werckshagen, debütirte mit einer donnernden Philippika gegen das Konsistorium, bekannte Führer des politischen und kirchlichen Fortschritts gossen ihr Oel ins Feuer, und der Entrüstungssturm war fertig. Und das alles um schwarze und weiße Kleider! Wahrlich, die Berliner kirchlichen Verhältnisse sind bis ins Mark verdorben. Bis zu welchem Hitzegrade muß die Erbitterung der Liberalen gegen das Konsistorium gestiegen sein, daß sie nicht sehen, wie lächerlich sie sich durch eine solche Agitation machen. Es könnte einem wirklich angst werden, ob eine Gesundung der Berliner kirchlichen Zustände noch möglich ist, wenn man sieht, daß Männer, die doch den Anspruch erheben, ein Herz für die Kirche zu haben, ihre Kraft in solchen Nichtigkeiten verpuffen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Fritz Borstell's Lesezirkel,
verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
Lager über 500,000 Bände.
Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 ℳ	40 ℳ	50 ℳ	75 ℳ	125 ℳ	200 ℳ

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Havana-Cigaretten
mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.
Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franco für 2 Mk.
Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.
Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Lutherfestspiel!
Kleineren Gemeinden, höheren Schulen, Jünglingsvereinen, Missions= und Vereinshäusern, welche eine würdige Lutherfeier ohne besondere Kosten veranstalten wollen, sei aufs wärmste empfohlen: **Luther.** Sing= und Sagefestspiel von Senior Dr. H. Adelberg. Preis eleg. geh 75 Pf., und: **Die Predigt am Muldenstein.** Episode aus Luthers Leben in dramatischer Form, von Sup. A. Trümpelmann. Preis 20 Pf., in Partien 15 Pf. Die überall mögliche und leicht ausführbare Aufführung wirkt sehr erhebend. Gegen Einsendung des Betrags portofrei zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung von
Fr. Richter in Leipzig, Brommestraße 1.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
Classen, Dr. A., Ueber den Einfluss Kants auf die Theorie der Sinneswahrnehmung u. die Sicherheit ihrer Ergebnisse. Brosch. ℳ 3.—.
Zinstafel für alle Tage des Jahres. Von Dr H. Niedermüller. Herausgegeben von F. Fischer. Preis geb. ℳ 2.50.

Reformationsbüchlein.
Soeben erschien in meinem Verlage:
Reformationsbüchlein. 5. Aufl., reich illustrirt. (Preis 10 Pfge.; 25 Expl. Mk. 2,25; 50 Expl. Mk. 4,—; 100 Expl. Mk. 7, wozu nach auswärts die Frankatur kommt.) Das Schriftchen, welches in **volkstümlicher** Form für das Recht und die Wahrheit der **Reformation** eintritt, für wenig Geld viel bietet, verdient **massenweise** verbreitet zu werden.
Barmen. Hugo Klein.

Alle gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend, Prospekt gratis. **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

XV. Jahrgang am 1. Oktober begonnen.

Quellwasser fürs deutsche Haus.

Gediegene illustrirte Wochenschrift
für Unterhaltung und Belehrung.
1 Mk. 50 Pfge. vierteljährlich
in Wochennummern oder Monatsheften (erstere Ausgabe auch durch die Post).

Das „Quellwasser" hat im abgelaufenen Jahrgange unter anderm gebracht folgende Original=Arbeiten: 25 größere und kleinere Erzählungen, Romane und Novellen; 109 Aufsätze mannigfachsten Inhalts; 41 Gedichte, ferner über 100 Allerlei, 52 Rätsel=Tafeln und mehr als 100 Illustrationen. Gewiß ein reicher Inhalt.

Wir dürfen hier an die Thatsache erinnern, daß die Kreissynoden der Provinz Brandenburg 1889 bei Gelegenheit ihrer Beratungen über die christliche Presse **fast einstimmig das „Quellwasser" namhaft gemacht haben,** und daß infolgedessen das Königliche Konsistorium der genannten Provinz in seinem diesjährigen Generalbescheide dem christlichen Hause **das „Quellwasser" besonders empfohlen hat.**

Probe=Nummer frei durch die Verlagshandlung
Georg Wigand in Leipzig.

Im **April 1891** versammelt sich die

Evangelische Allianz in Florenz

zu ihrer neunten allgemeinen (Welt=) Konferenz. Die Zustimmung aller europäischen und außereuropäischen Zweige ist erfolgt. Der König von Italien heißt die Allianz willkommen. Zahlreiche Beteiligung steht zu erwarten.

Um solche auch aus Deutschland zu fördern, entsendet das Berliner Komitee nicht nur seine besonderen Vertreter, sondern vermittelt auch Freunden der Sache freies Quartier in Florenz und Reiseerleichterungen andrer Art. Herr Pastor **Baumann**, der Sekretär des deutschen Zweiges, Berlin N, Reinickendorferstraße 2a, giebt die nähere Auskunft.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig